

Nach der Interpretation der geognostisch-geologischen Passagen der *Wanderjahre* folgt nun die Auseinandersetzung mit der Frage, ob es sich um einen Entwicklungsroman handelt.

## 2.3 Die *Wanderjahre*: ein Entwicklungsroman?

Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre* stehen in einem engen Bezug zueinander, tritt doch Wilhelm bei beiden als Hauptfigur auf. Die *Lehrjahre* erschienen rund 30 Jahre vor den *Wanderjahren*, was wiederum die zeitlich-inhaltliche Beziehung zwischen den beiden Romanen verdeutlicht: Auf die *Lehrjahre* des jüngeren Wilhelm folgten seine *Wanderjahre*. Goethe veröffentlichte die *Lehr-* und die *Wanderjahre* in der Ausgabe letzter Hand.<sup>256</sup>

Während die *Lehrjahre* zu ihrer Erscheinungszeit und auch heute noch als von enormer Schlagkraft und epochemachend gewertet werden,<sup>257</sup> verhielt sich dies bei den *Wanderjahren* anders. Die Erwartungen der Leserschaft an den Nachfolgerroman der beliebten *Lehrjahre* wurden enttäuscht. Bereits im Zuge der ersten Veröffentlichungen einzelner Erzählfragmente um 1810 zeichnete sich die negative Rezeption ab, und noch distanzierter verhielt sich das Publikum gegenüber der ersten Fassung der *Wanderjahre* (1821).<sup>258</sup> Zum Ärger Goethes stieß der im selben Jahr erschienene Roman von Ludwig Pustkuchen mit dem gleichen Titel *Wilhelm Meisters Wanderjahre* auf mehr Verständnis als sein eigener. Der goethesche Roman rief bei den Lesern nur zurückhaltendes Lob oder gar Zurückweisung hervor.<sup>259</sup> Insbesondere störte sich die Leserschaft am Unterschied bzw. einem Bruch in der Entwicklungsthematik in den beiden Romanen.<sup>260</sup>

256 Vgl. Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 777. Dewitz und Neumann weisen in ihren Ausführungen zur Entstehungs- und Druckgeschichte genauestens aus, in welchen Kontexten Goethe die *Wanderjahre* in die Tradition der *Lehrjahre* stellt.

257 Vgl. Vosskamp, *Der Roman des Lebens*, S. 86.

258 Vgl. zur Wirkungsgeschichte: Gille, *Urteil*, S. 99–118.

259 Vgl. Schütz, *Goethe und Pustkuchen*, S. XXIXf. Der zeitgenössische Philosophieprofessor Friedrich Karl Schütz fordert Goethe dazu auf, ihm über diesen scheinbar sinnlosen und willkürlichen Text Auskunft zu geben: »Er löse uns dann das Rätsel: Warum er, wider die Weise aller bisherigen klassischen Romandichter älterer und neuerer Zeit, statt das Interesse des Lesers an seinem Helden fortwährend zu steigern, es vielmehr zur endlichen völligen Nullität sinken gemacht! Er enthülle seinen Lesern die Geheimnisse, auf die er sich [...] so oft in diesem Werke beruft [...]! [E]r erkläre mit einem Wort, klar und redlich: was er überhaupt mit dieser Fortsetzung seines Wilhelm Meisters gewollt hat [...].« (Ebd.)

260 Während Wundt (*Goethes Wilhelm Meister*, S. 244ff.), Schöslers (*Goethes »Lehr- und Wanderjahre«*, S. 9 und 395) oder Vosskamp (*Roman des Lebens*, S. 100f.) den Fortsetzungscharakter der *Wanderjahre* betonen, verweisen Maierhofer (*Roman des Nebeneinander*, S. 11), Windfuhr (*Uni-*

In der Forschung wurde Wilhelms inhaltlicher Entwicklungsgang in den *Lehrjahren* im konfliktreichen Austausch mit der Gesellschaft lange Zeit mit einer linearen, zielgerichteten Entwicklung auf der Strukturebene in Verbindung gebracht. Darin wird ein teleologischer Entwicklungsgang auf die Aussöhnung des problembehafteten Individuums mit der Gesellschaft in mehrheitlich chronologischer und kaum unterbrochener Erzählform verhandelt.<sup>261</sup> Die nachweisbar früh einsetzende Skepsis Goethes gegenüber dem linearen Fortschrittsmodell hat unlängst zur Relativierung dieser allzu harmonisierenden Lesart der Entwicklungsgeschichte von Wilhelm Meister geführt.<sup>262</sup> Des Weiteren besteht in Bezug auf die *Lehrjahre* inzwischen ein breiter Forschungskonsens dazu, dass die Vereinbarkeit von Entwicklungssubjekt und Gesellschaft aufgrund verschiedenster Brüche in der linear-teleologischen Entwicklungsgeschichte problematisch ist.<sup>263</sup> Die *Lehrjahre* können mit Einschränkungen linear-teleologisch ausgelegt werden. Diese Lesehaltung entpuppt sich bei der Lektüre der *Wanderjahre* als viel schwieriger.

Während die Leserschaft am Ende der *Lehrjahre* in eine glückliche Zukunft Wilhelms zu blicken scheint, wird diese Erwartung in den *Wanderjahren* bereits mit dem Untertitel *Die Entsagenden* und spätestens nach den ersten Seiten enttäuscht.<sup>264</sup> Wilhelm und sein Sohn Felix befinden sich auf Wanderschaft. Diese wurde Wilhelm von der Turmgesellschaft auferlegt und ist mit der Regel, sich niemals länger als drei Tage an einem Ort aufzuhalten, verbunden. Die am Ende der *Lehrjahre* anstehende Heirat mit Natalie ist in weite Ferne gerückt.<sup>265</sup> Gleichzeitig

---

versalismus oder Spezialisierung?, S. 89), Muschg (*Der Mann von fünfzig Jahren*, S. 381) oder Düsing (*Novellenroman*, S. 544f.) auf den Bruch zwischen den beiden Romanen.

261 Zu einer Übersicht zum »prototypischen Bildungsroman« mit einer harmonischen Entwicklungsgeschichte vgl. Selbmann, *Der deutsche Bildungsroman*, S. 11ff. Die innerlich-harmonische Bestimmung des Gattungsbegriffs gipfelt in Diltheys einschlägiger Definition des Bildungsromans, wie er sie in *Das Erlebnis und die Dichtung* (1907) formuliert (vgl. Selbmann, *Der deutsche Bildungsroman*, S. 19). Selbmann kommentiert diese Festschreibung kritisch, weil der Bildungsroman dadurch auf die innere Entwicklung des Protagonisten reduziert würde, wodurch die Außenwelt aus dem Blick gerate (vgl. ebd., S. 20).

262 Ein kritischer Umgang mit der Verengung der Gattung auf eine rein linear-teleologische Entwicklungsgeschichte Wilhelms und die Betonung von Brüchen darin äußern bereits ab der Mitte des 20. Jahrhunderts beispielsweise Schlechta, *Goethes Wilhelm Meister* (1953); Swales, *The German Bildungsroman* (1978); Sorg, *Gebrochene Teleologie* (1983) oder Fick, *Das Scheitern des Genius*, S. 50ff. (1987). Einen im medizinisch-pathologischen Diskurs angesiedelten Bruch erkennt Käser (*Einbalsamierte Jugend*, S. 225-256). Schößler (*Goethes Lehr- und Wanderjahre*, S. 51ff.) verweist auf die Brüche in Wilhelms Entwicklungsgeschichte im Austausch mit einer sich verändernden Gesellschaft.

263 Vgl. hierzu exemplarisch den Beitrag von Schößler, der sich mit beiden Romanen befasst. Er bietet auf den ersten Seiten einen Forschungsüberblick zur Entwicklungsthematik der beiden Schriften: Schößler, *Goethes Lehr- und Wanderjahre*, S. 10-14.

264 Vgl. Saße, *Auswandern in die Moderne*, S. 28f.

265 Vgl. FA I, 10, S. 263-270.

dient das Wandern aber auch der Ausbildung des Jungen, der dadurch verschiedene Gegenden und Menschen kennenlernt. Nach einer Weile gibt Wilhelm Felix in die Obhut der pädagogischen Provinz, um ihm dort eine schulische Ausbildung zu ermöglichen. Er selbst zieht weiter, um seinen Platz in der Gesellschaft zu suchen. Dies scheint ihm am Ende immerhin so weit gelungen zu sein, dass er sich für den Beruf des Wundarztes entscheidet und sich wahrscheinlich mit dem Auswandererbund nach Amerika begibt, wo er Natalie wiedertreffen könnte. Wie der Konjunktiv bereits verdeutlicht, bleibt das Ende aber offen.<sup>266</sup>

Zwar ist es durchaus möglich, die Weiterführung von Wilhelms Entwicklungsgeschichte mit Linearität und Teleologie zu interpretieren, wie es die Goethe-Forschung bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts getan hat.<sup>267</sup> Die Struktur der Erzählung lässt diese Interpretation aber nur mit massiven philologischen Auslassungen zu. Im letzten Abschnitt wurde die »Rahmenhandlung« der *Wanderjahre* erläutert, die sich an der Figur Wilhelm und seinem Weg orientiert. Ob man im Falle der *Wanderjahre* aber überhaupt von einer Rahmenhandlung sprechen kann, ist in der Forschung umstritten, da die Erzählung durch Überlagerungen unterschiedlicher narrativer Instanzen, die Aufhebung einer fortlaufenden Erzählung, die mangelnde Integration über einen zentralen Helden und die Präsentation verschiedenster Textsorten unterbrochen wird. Während in den *Lehrjahren* eine auf Wilhelm zentrierte Entwicklungsgeschichte beschrieben wird, rückt die Figur in den *Wanderjahren* in den Hintergrund.

Aus diesen Gründen ruft die Erzählung eine zweifache Irritation hervor. Für Verwirrung sorgt zum einen die Abweichung von einer eher linearen Erzählweise hin zu einer zyklisch-spiralförmigen und auf Wiederholungen, Variation und Komplementarität aufbauenden Erzählart auf der strukturellen Ebene des Romans, zum anderen die Neuausrichtung des Titelhelden.<sup>268</sup> Sowohl die Erwartung einer »Einheit in der Mannigfaltigkeit« als auch das Paradigma des klassischen Kunstbegriffs und die Erwartung der allseitigen Bildung des Helden werden in der Erzählung nicht erfüllt.<sup>269</sup> Dies lässt die Frage aufkommen: Handelt es sich bei den *Wanderjahren* überhaupt um einen Entwicklungsroman? Jedenfalls ist es keiner, den man ohne (massive) Reduktionen des inhaltlichen Reichtums in die Tradition des teleologisch-linearen Entwicklungskonzepts stellen könnte.

In der Forschung werden die *Wanderjahre* selten als Entwicklungsroman verhandelt, da man die Verschiebung von einer inneren Entwicklungsgeschichte zu einer sozialen Integration des Protagonisten betont. In diesem Sinne gelten die

266 FA I, 10, S. 774.

267 Vgl. Wundt, *Goethes Wilhelm Meister*.

268 Vgl. Saße, *Auswandern in die Moderne*, S. 26. Mit der Darstellungsweise der *Wanderjahre* setzt sich Gidion (*Zur Darstellungsweise*, S. 106-125) auseinander.

269 Vgl. Herwig, *Das ewig Männliche*, S. 9.

*Wanderjahre* nicht als Entwicklungs-, sondern als Gesellschaftsroman, der sich mit den Schwierigkeiten eines Individuums befasst, das sich ins Kollektiv einer sich ausbildenden Leistungsgesellschaft einzugliedern versucht.<sup>270</sup>

Doch die Diskussion, um welche Form es sich bei einem Roman handelt, wird in der Forschung nicht nur entlang von inhaltlichen Aspekten, sondern vor allem auch auf der strukturellen Ebene verhandelt. In der Auseinandersetzung mit den *Wanderjahren* ist die Formfrage besonders umstritten.<sup>271</sup>

In den 1960er-Jahren stellten sich Manfred Karnick und Heidi Gidion gegen die Trennung von Rahmenhandlung und Novellen bei der Interpretation. Die bis dahin getrennt voneinander untersuchten Textelemente sollten demnach als eine einzige und neuartige Erzählform in ihrer Gesamtheit erfasst und verstanden werden. Volker Neuhaus wiederum etablierte den Begriff der »Archivfiktion«, indem er die Bedeutung der Herausgeberfigur herausstellte. Der Herausgeber in den *Wanderjahren* wird somit zur wichtigsten Instanz erklärt, wodurch die Integration von verschiedenen Textelementen, die durch die Herausgeberfigur zusammengesetzt werden, als Einheit verstanden werden kann.<sup>272</sup> Ebenfalls namhaft und bis heute aktuell ist der Beitrag zur Formdiskussion von Klaus-Detlef Müller. Dieser vermerkt bei der Analyse von Lenardos Tagebuch, dass es sich beim zu Ordnen um bereits Geschriebenes handelt, wodurch erneut die Gemeinsamkeiten und nicht die Unterschiede der Textelemente betont werden.<sup>273</sup>

In der aktuelleren Forschung steht weniger die Formdiskussion als die Anknüpfung an inhaltliche Diskurse im Zentrum der Auseinandersetzung. Gemeinhin werden diejenigen Beiträge als besonders fruchtbar gewertet, die eine interdisziplinäre Öffnung anstreben und die *Wanderjahre* unter Zuzug von medizinischen, ökonomischen, sprachtheoretischen oder naturwissenschaftlichen Diskursen untersuchen.<sup>274</sup> Die Berücksichtigung des geologischen Diskurses ermöglicht Erkenntnisse zu einer Reihe weiterer Diskussionspunkte, z. B zur Überlagerung verschiedener narrativer Instanzen, der Trennung oder Zusammengehörigkeit von Rahmenhandlung und anderen Textelementen sowie Wilhelms Dezentrierung in dem Sinne, dass er in zahlreichen Textabschnitten nicht in Erscheinung tritt. Darüber hinaus werden die *Wanderjahre* durch die Zusammenführung verschiedener Entwicklungsverläufe aus Literatur und Geologie als Entwicklungsroman mit einem ateleologischen Erzählmuster ausgewiesen, wobei die Formdiskussion mitverhandelt wird.

270 Vgl. Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 915-918.

271 Einen Überblick über die Formdiskussion bietet Bahr in seinem Beitrag im Goethe-Handbuch: Bahr, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, S. 186-231.

272 Vgl. Neuhaus, *Die Archivfiktion*, S. 13-27.

273 Vgl. hierzu Azzouni, *Kunst als praktische Wissenschaft*, S. 43-45.

274 Vgl. Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 912.

### 2.3.1 (Erdgeschichtliches) Archiv und (erdgeschichtliche) Archivfiktion

Ab 1750 beginnen Archivare Archive anzulegen, um darin historisch wertvolle Quellen aufzubewahren. Der Historiker und Archivar Philip Ernst Spieß fordert seine Kollegen 1777 ausdrücklich dazu auf, Sammlungen von »Privat=Personen«<sup>275</sup>, sofern sie zur Erhellung der »vatterländischen« Geschichte beitragen, anzulegen.<sup>276</sup> Ist eine Quelle in ein Archiv aufgenommen worden, gilt sie als glaubwürdig: »Schriften und Brieffschafften, die aus einem öffentlichen Archiv genommen werden, [...] verdienen völligen Glauben.«<sup>277</sup> Gleichzeitig gibt es aber historische Quellen, denen nicht zu trauen ist, wobei der Grund in ihrer Beschaffenheit liegt: »Wären aber Fragmenta und bloße Stücke von Scripturen im Archiv zu finden, die weder Anfang noch Ende haben, so ist denselben, besonders in wichtigen Sachen, kein Glaube beyzumessen.«<sup>278</sup>

Die Metapher des Archivs findet sich Ende des 18. Jahrhunderts bei der Ausdifferenzierung der Geologie als Wissenschaft mit einem erdgeschichtlichen Konzept wieder, wenn Buffon in den *Époques* die Erdschichten mit einem solchen vergleicht:

Wie die bürgerliche Geschichte Wappen zu Rathe ziehet, Münzen untersucht, und alte Inschriften entziffert, um Epochen in den Revolutionen des Menschengeschlechts festzusetzen, und die Zeitpunkte moralischer Begebenheiten zu bestimmen: so muß die Naturgeschichte in den Archiven der Welt nachsuchen, alte Denkmäler aus den Eingeweiden der Erde hervorziehen, diese zerstreuten Trümmer sammeln, und alle Spuren natürlicher Veränderungen vereinigt als Beweise gebrauchen, die den Forscher zur Bestimmung der verschiedenen Alter der Natur leiten können.<sup>279</sup>

Wenn der Geschichtsforscher der Erde nämlich die Archive derselben (die Gesteinschichten) durchwühlt, stößt er auf Quellen, die von der Geschichte der Erde zeugen. Gleichzeitig handelt es sich bei den Quellen um »verstreute Trümmer« und »Spuren«, nach denen gesucht werden muss. Die Möglichkeit, die Geschichte der Erde auf dieser fragmentarischen Grundlage wahrheitsgetreu rekonstruieren zu

275 Spieß, *Von Archiven*, S. 18.

276 Spieß, *Von Archiven*, S. 24.

277 Zedler, *Archiv*, Sp. 1242f.

278 Zedler, *Archiv*, Sp. 1244.

279 Buffon, *Epochen*, I, S. 3 oder *Époques*, S. 3. »Comme dans l'Histoire civile, on consulte les titres, on recherche les médailles, on déchiffre les inscriptions antiques, pour déterminer les époques des révolutions humaines, & constater les dates des évènements moraux; de même, dans l'Histoire Naturelle, il faut fouiller les archives du monde, tirer des entrailles de la terre les vieux monumens, recueillir leurs débris, & rassembler en un corps de preuves tous les indices des changemens physiques qui peuvent nous faire remonter aux différens âges de la Nature.«

können, wird demnach zur Disposition gestellt. Im cuvierschen Text *Ansichten von der Urwelt* (1822) sammelt die Figur des »Alterthumsforscher[s]«<sup>280</sup> in den einzelnen Erdschichten wiederum fragmentarische Quellen, die von einer Geschichte der Erde zeugen. Die Möglichkeit einer eindeutigen Rekonstruktion der erdgeschichtlichen Entwicklung wird auch hier zurückgewiesen.<sup>281</sup>

Erdgeschichtliche Archive und ihre Quellen unterscheiden sich also in wesentlichen Punkten von denjenigen der Menschen: Die menschlichen Schriftstücke werden vom Archivar quellenkritisch geprüft. Sind sie aber einmal im Archiv aufgenommen worden, gelten sie als glaubwürdig und dienen der Rekonstruktion einer wahrheitsgetreuen und somit einstimmigen Geschichte. Die erdgeschichtlichen Quellen hingegen bedürfen keiner quellenkritischen Überprüfung, sondern sind per se glaubwürdig. Gleichzeitig sind sie bruchstückhaft. Während sich menschliche Quellen als zweifelhaft und deshalb nicht archivierungswürdig einstufen lassen, verhält es sich bei den erdgeschichtlichen Quellen ganz anders. Man kann sie schließlich nicht in ein Archiv aufnehmen, sind sie doch bereits darin. Ihre Unvollständigkeit hat vielmehr Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit der rekonstruierten Erdgeschichte im Falle einer Erzählung. Wird also eine Geschichte erzählt, sind unterschiedliche und somit mehrstimmige Narrative möglich.

Im Folgenden wird nun ausgeführt, wie die *Wanderjahre* mittels Kombination der beiden Bereiche Front gegen die Behauptung einer wahrheitsgetreuen und einstimmigen Rekonstruktion einer Entwicklungsgeschichte auf der Quellenbasis eines vom Menschen angelegten Archivs beziehen. Wörtlich taucht die Bezeichnung »Archiv«<sup>282</sup> in den *Wanderjahren* vier Mal auf. Das erste Mal erwähnt Angela während Wilhelms Besuch bei Makarie, dass »ein bedeutendes Archiv entstanden sei«<sup>283</sup>, das sie in der Funktion einer Archivarin für Makarie anlegt. Aus Angelas Name lässt sich das Anagramm »Anlage« bilden, was ihre Funktion weiter hervorhebt,<sup>284</sup> wenn sie »Papiere und Blätter sorgfältig aufzuheben« hat.<sup>285</sup> Angela vertraut Wilhelm an, dass sie in »schlaflosen Nächten manchmal ein Blatt Makarien vorlese; bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weise tausend Einzelheiten hervorspringen«<sup>286</sup>. Bereits bei der ersten wörtlichen Verwendung des Begriffs »Archiv« wird in den *Wanderjahren* zweierlei deutlich herausgestellt: Eine Archivarin kann einerseits wichtige Dokumente nach bestem Wissen und Gewissen in einem Archiv anlegen. Andererseits wird durch die Vermittlung des Inhalts –

280 Cuvier, *Ansichten*, S. 2f.

281 Vgl. hierzu Cuvier, *Ansichten*, S. 206.

282 FA I, 10, S. 388, S. 733 und S. 746. Vgl. hierzu auch Bez, »*Wilhelm Meisters Wanderjahre*«, S. 114f.

283 FA I, 10, S. 388.

284 Vgl. hierzu Bez, »*Wilhelm Meisters Wanderjahre*«, S. 126.

285 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 387.

286 FA I, 10, S. 388.

in diesem Beispiel durch Vorlesen – dieser vielfältig auslegbar. Aus »ein[em] Blatt« resultieren »tausend merkwürdige Einzelheiten« und bei einem erneuten Lesen abermals tausend neue. Augenfällig ist dabei das Wort »merkwürdig«, das zweifach verstanden werden kann: Zum einen verweist es darauf, dass es sich lohnt, sich den vermittelten Inhalt einzuprägen oder ihn eben zu archivieren. Zum anderen meint »merkwürdig« aber auch *eigenartig* im Sinne von *seltsam*.<sup>287</sup> Wilhelm fragt im Gespräch mit Angela nach der Zugänglichkeit des »Archivs«<sup>288</sup>, womit der Begriff zum zweiten Mal fällt. Bei Makariens Archiv handelt es sich nicht nur um ein *privates*, sondern auch um ein *geheimes*.<sup>289</sup> Bemerkenswert ist, dass die in den *Wanderjahren* als privat gekennzeichneten Archive an die Regeln des institutionell-öffentlichen Archivierens zurückgebunden werden.

Während die ersten beiden wörtlichen Verwendungen sich eher zu Beginn des Romans finden, taucht der Begriff zum dritten Mal gegen Ende auf. An der besagten Stelle im vierzehnten Kapitel des dritten Buchs wird auf die »geheimnisvolle Entwicklung angeborener Neigung und Sehnsucht« verwiesen, also auf Entwicklungsgeschichten, wobei just daran anschließend der Herausgeber aus »unseren Archiven« einen Aufsatz zum Wesen Makaries einführt. Zuvor werden jedoch einige quellenkritische Anmerkungen zu »diesem Blatt« vorgenommen: »Leider ist dieser Aufsatz erst lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgeteilt worden, aus dem Gedächtnis geschrieben und nicht, wie es in einem so merkwürdigen Falle wünschenswert wäre, für ganz authentisch anzusehen.«<sup>290</sup> Aufgrund der zeitlichen Verzögerung der Niederschrift aus dem Gedächtnis kann die Quelle per se nicht als ganz wahrheitsgetreu gelten. Der Herausgeber beruft sich also auf ein Manko der Quelle, was er bedauert.

Erneut wird »ein Blatt« mit einer »merkwürdigen« Geschichte als nicht eindeutig vermittelbar gekennzeichnet. Die Doppeldeutigkeit von »Wert sein, sich die Geschichte zu merken«, und »eine seltsame Geschichte« taucht wiederum auf.

287 Vgl. hierzu Grimm, »merkwürdig«, Sp. 2107f.

288 FA I, 10, S. 388.

289 Vgl. zu den Unterschieden zwischen öffentlichem und privatem Archiv und Goethes Haltung dazu: Bez, »*Wilhelm Meisters Wanderjahre*«, S. 39–50. Geheim- und Privatarhive waren zur Entstehungszeit der *Wanderjahre* genauso verbreitet wie institutionell angelegte und öffentliche Archive. Gemäß Bez bestanden für Privatarhive anders als für institutionell angelegte und öffentliche keine Regeln des Archivierens. Goethe selber geht ungezwungen mit dem Begriff des Archivs um. Er verwendet ihn für private und öffentliche Archive, wobei er selber private und öffentliche Speicher von Schriftstücken anlegt (die *Ausgabe letzter Hand* kann als öffentlicher Speicher verstanden werden). Weil Goethe den Begriff mehr als Metapher für etwas, was aufbewahrt wird, zu verstehen scheint, hält er sich nicht an die Urkundenkritik des öffentlich-institutionellen Archivierens. Vielmehr scheint ihm gegen Ende alles gleichwertig zu sein.

290 Alle Zitate zum Aufsatz: FA I, 10, S. 733.

Gleichzeitig handelt es sich hierbei um ein öffentliches Archiv, wird es doch als ein gemeinsames ausgewiesen.

Zum vierten Mal fällt der Begriff »Archiv« in der Überschrift *Aus Makariens Archiv*<sup>291</sup>, wobei es sich hier, wie die Überschrift bereits suggeriert, nicht um das ganze Archiv, sondern lediglich einen »Aus«-zug davon handelt. Auszüge wiederum sind fragmentarisch und gelten nach den Maßstäben der einleitend zitierten zeitgenössischen Quellenkritik als nicht glaubwürdig.<sup>292</sup>

Die vierfache Nennung des Begriffs lässt folgendes Fazit zu: Es werden zwei konkrete Archive genannt: zum einen das private von Makarie, das von Angela zwar nach allen Regeln des Archivierens angelegt wird, bei dem die eindeutige Vermittlung der Quelleninhalte jedoch hinterfragt wird; zum anderen das öffentliche Archiv, auf das sich der Herausgeber in Bezug auf die Wiedergabe von Wilhelms Entwicklungsgeschichte beruft. Obwohl hier der für die Prüfung der Quellen und das Anlegen des Archivs so wichtige Archivar nicht in Erscheinung tritt, verbürgt sich der Herausgeber für die Authentizität von quellenkritisch geprüften Schriftstücken und deren Glaubhaftigkeit bzw. Aussagekraft im Rahmen der Geschichtsvermittlung. Im Roman werden also zwei unterschiedliche Meinungen zur Vermittlung von authentischen Geschichten gegenübergestellt. Während Angela die Vermittlung als mehrstimmig ausweist, plädiert der Herausgeber für Einstimmigkeit, wenn die Quelle authentisch ist. Aufgrund der einleitenden Bemerkungen zu öffentlichen Archiven und deren Glaubwürdigkeit könnte man versucht sein, die Haltung des Herausgebers als für die *Wanderjahre* wichtiger zu deklarieren. Diese Lesart wird nun unter Zuzug von Überlegungen zum erdgeschichtlichen Archiv und dessen Quellen überprüft. Die Möglichkeit einer einstimmigen Vermittlung von Entwicklungsgeschichte(n) auf der Grundlage eines Archivs wird in den *Wanderjahren* zweifach zurückgewiesen: zum einen in Bezug auf die archivarische Tätigkeit des Oheims, zum anderen in Bezug auf den Herausgeber selber.

### 2.3.2 Einstimmigkeit beim Oheim und Mehrstimmigkeit bei Montan

Die im Archiv des Oheims quellenkritisch geprüften Schriftstücke ermöglichen es, individuelle Lebensläufe von »manchen Personen«<sup>293</sup> nachzulesen. Der Oheim berichtet Wilhelm bei seinem Besuch davon:

»Dies ist meine Art von Poesie, [...] meine Einbildungskraft muß sich an etwas festhalten; ich mag kaum glauben daß etwas gewesen sei was nicht noch da ist. Über solche Heiligtümer vergangener Zeit suche ich mir die strengsten Zeugnisse zu

291 FA I, 10, S. 746.

292 Zedler, *Archiv*, Sp. 1244.

293 FA I, 10, S. 341.



verschaffen, sonst würden sie nicht aufgenommen. Am schärfsten werden schriftliche Überlieferungen geprüft; denn ich glaube wohl daß der Mönch die Chronik geschrieben hat, wovon er aber zeugt, daran glaube ich selten.«<sup>294</sup>

Im Zitat wird deutlich, wie historische Zeugnisse etwas in die Gegenwart holen, so, als wäre es beinahe noch da. Zur Darlegung von individuellen Lebensläufen beruft sich der Oheim auf glaubhafte Quellen. Er pocht auf eine Unverfälschtheit der Schrift, sofern man den Urheber kennt und diesem wiederum Glauben schenken kann. Der Oheim übt urkundliche Kritik. Besonders deutlich wird, dass die Wissenschaft dabei über den Glauben gestellt wird, wie am Beispiel der vom Mönch geschriebenen Chronik explizit wird. Religiöses, Mythologisches und Literarisches schließt der Oheim systematisch aus der Sammlung aus und erzeugt damit eine Art »Einstimmigkeit« durch für die »Wissenschaft« relevante Quellen.<sup>295</sup> Obwohl er durchaus auch andere Quellen als schriftliche in sein Archiv aufnimmt, weigert er sich, das für die Symbolik der Erdgeschichte so bedeutsame Kästchen, das von Felix im Basaltschloss gehoben wird, in sein Archiv aufzunehmen:

»[M]it keiner Antiquität, sei sie auch noch so schön und wunderbar, [werde er sein Archiv] belasten, wenn er nicht wisse wem sie früher angehört und was für eine historische Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen sei. Nun zeige dieses Kästchen weder Buchstaben noch Ziffern, weder Jahreszahl noch sonst eine Andeutung, woraus man den frühern Besitzer oder Künstler erraten könne, es sei ihm also völlig unnütz und ohne Interesse.«<sup>296</sup>

Weil der Oheim das Kästchen historisch nicht verorten kann, ist es für seine Art der Geschichtsvorstellung nicht zweckdienlich. Dies lässt sich zudem über die erneute Verwendung des Begriffs »merkwürdig« absichern. Während »merkwürdig« in den beiden im vorherigen Abschnitt angeführten Archivzitaten als doppeldeutig ausgewiesen wurde, kommt an dieser Stelle nur eine Variante zum Zug: Das Kästchen ist in den Augen des Oheims nicht archivierungswürdig, also lediglich merkwürdig im Sinne von seltsam. Ein doppeldeutiger Begriff wird um eine semantische Auslegung gekürzt und somit auf Eindeutigkeit reduziert.

Dass die vermeintlich gelungene und glaubhafte Darlegung von Entwicklungsgeschichten, wie sie der Oheim predigt<sup>297</sup>, aber ein Trugschluss ist, führt der Bergmann Montan eindrücklich vor Augen. Die Natur, so Montan, »hat nur Eine Schrift«<sup>298</sup>. Ihre Schrift ist also eindeutig. Die Schriften der Menschen hin-

294 FA I, 10, S. 341.

295 Vgl. hierzu Schöffler, *Wilhelm Meister*, S. 235 und FA I, 10 S. 325.

296 FA I, 10, S. 657.

297 Auch Mittermüller (*Sprachskepsis*, S. 183) führt vor, dass die Eindeutigkeit, die der Oheim behauptet, durch Hersilie als offen interpretierbares Material umgedeutet wird.

298 FA I, 10, S. 292.

gegen bezeichnet er abwertend als »Kritzeleien«<sup>299</sup>, wobei die Mehrzahl auf die verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten verweist. Ebenfalls als Kritzeleien könnte man die Erdentstehungstheorien, die von den Experten ins Feld geführt werden, bezeichnen. Legt der Forscher die Schrift der Natur also aus, wird sie polyphon und dies in abwertender Art und Weise. Montan meint: »Buchstaben [sind] eine schöne Sache, doch sie entbehren nicht der Töne.«<sup>300</sup> Dass die Mehrstimmigkeit und somit auch die Mehrdeutigkeit in den *Wanderjahren* aber auch positiv bewertet wird, zeigt sich bezeichnenderweise innerhalb der Lesegesellschaft des Oheims:

»[...] Der Oheim ist für's Italienische, die Dame hier [Juliette] nimmt es nicht übel, wenn man sie für eine vollendete Engländerin hält, ich [Hersilie] aber halte mich an die Franzosen, sofern sie heiter und zierlich sind. Hier, Amtmann Papa erfreut sich des deutschen Altertums, und der Sohn mag denn wie billig dem neuern, jüngern seinen Anteil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurteilen, hiernach Teil nehmen, einstimmen oder streiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen sein.« Und in diesem Sinne belebte sich auch die Unterhaltung.<sup>301</sup>

Das unterschiedliche und somit mehrstimmige Interpretieren und Auslegen von literarischen Schriften wird als etwas Lustvolles und Bereicherndes beschrieben.<sup>302</sup> Streiten führt nicht zur Trennung, sondern stiftet gar Gemeinschaft. Wilhelm wird von Hersilie aufgefordert, an diesem heiteren Treiben teilzunehmen. Dass es sich bei diesem Austausch aber gemäß dem Oheim um keinen wissenschaftlichen handelt, der an das Wahre zurückgebunden ist, macht der Kustode deutlich, wenn er Wilhelm dessen Sammlungen zeigt:

Sie [Wilhelm] finden, sagte der Kustode, in dem ganzen Schloß kein Bild, das, auch nur von ferne auf Religion, Überlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unser Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefördert werde, um sich das Wahre zu vergegenwärtigen. Wir [die Bewohner des Bezirks] fabeln so genug, pflegt er [der Oheim] zu sagen [...].<sup>303</sup>

299 FA I, 10, S. 292.

300 FA I, 10, S. 292.

301 FA I, 10, S. 309.

302 Auf die Einbindung des Widersprüchlichen in einen »gemeinsamen Verstehensraum« verweist Neumann (*Ideenparadies*, S. 607). Mit dem in den *Wanderjahren* verhandelten Verhältnis von Wissenschaft und Literatur in Bezug auf die zitierten Stellen befasst sich auch Schößler (*Wilhelm Meister*, S. 246). Sie meint, gegen die Idee der kritischen Auslegung werde grundsätzlich Einspruch erhoben. Weitin (*Die Kunst des Unterscheidens*, S. 133f.) führt diese Überlegung weiter. Er zeigt, wie in den *Wanderjahren* die kritischen Gemeinschaftstechniken im Rahmen der Wissenschaft verabschiedet werden und »Gespräche« der Distinktion dienen.

303 FA I, 10, S. 325.

Die Bilder, die Wilhelm sieht, zeigen »Portraits« von namhaften historischen »Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts«<sup>304</sup>. Es wird also, wie bei den archivierten Schriftstücken – hält man sich an den Oheim – nur »Wahres« und für die glaubhafte Geschichtsrekonstruktion Wichtiges ausgestellt. Augenfällig im Zitat ist die Neuschöpfung des Verbs »fabeln«, das vom Substantiv »Fabel« abgeleitet sein muss. Es wird wohl auf den Lesezirkel und die Unterhaltungen angespielt, die als anregende Phantasiegebilde gelten und nicht dem Wahren und der Wissenschaft dienen. Dass die Trennung von Fakten und Fiktion, wie sie der Oheim zelebriert, aber nicht funktioniert, wird von Montan beanstandet, der sich dabei auf seine erdgeschichtlichen Erkenntnisse beruft.

Der Bergmann seinerseits verzichtet nämlich bei seiner Interpretation der Erdgeschichte auf Töne und Buchstaben, was der erdgeschichtlichen Wissensregel der Zeit entspricht. Die Erforscher der Erdgeschichte erkennen diese zwar in den Schichten der Erde, verzichten aber auf deren Rekonstruktion, die nicht eindeutig sein kann.<sup>305</sup> Die Regel zur Erdgeschichte lautet also im Sinne der Wissenschaft: nicht reden und nicht schreiben. Der Wissenschaftler muss »stumm«<sup>306</sup> sein und keine Geschichte erzählen oder aufschreiben, sonst überschreitet er die Grenze der Wissenschaft und geht über den Aspekt des Erzählens eine Verbindung mit der Literatur/Kunst ein. Schreiben und Reden über Geschichte ist demnach nur mehrstimmig und mehrdeutig möglich.

Das Ausschlussverfahren des Oheims im Sinne eines rein wissenschaftlichen Geschichtenerzählens wird somit verabschiedet. Geschichte(n) erzählen ist immer nur im Austausch mit anderen Menschen und mit anderen Bereichen wie Literatur möglich.

### 2.3.3 »Der treue Referent«: Inszenierung und Demontage der Wissenschaftlichkeit des Herausgebers

Wenn die eindeutige Rekonstruktion von Geschichte schon bei wahrheitsgetreuen Quellen der Natur ein Problem ist, dann verschärft sich dies bei menschlichen Quellen und deren Auslegung durch den Menschen umso mehr. Dies machen die *Wanderjahre* in Bezug auf den Wahrheitsgehalt und die Einstimmigkeit der Entwicklungsgeschichte Wilhelms mehr als deutlich, indem der so auf glaubhafte Ge-

304 FA I, 10, S. 325. Goethe weist eine wahrheitsgetreue Nacherzählung von Geschichte dezidiert zurück. Vgl. hierzu sein Gespräch mit dem Historiker Heinrich Luden im Jahr 1806 in FA II, 6, S. 102. Dort beschreibt er, wie Sir Walter Raleigh seine Studien aufgab und sein Manuskript verbrannte, nachdem er Augenzeuge eines Anlasses geworden war, der von anderen Augenzeugen in der Nacherzählung unterschiedlich wiedergegeben wurde.

305 Vgl. hierzu Abschnitt 1.3.2 dieser Arbeit.

306 FA I, 10, S. 533. Montan erklärt Wilhelm: »[D]ie Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler.«

schichte pochende Herausgeber seinerseits in seiner wahrheitsgetreuen Vermittlung von Wilhelms Geschichte entlarvt wird. Gleichzeitig könnte man zugunsten der menschlichen Quellenlage einwenden, dass sie im Gegensatz zur erdgeschichtlichen weniger fragmentarisch ist. Interessanterweise kann die Quellengrundlage des Romans aber als fragmentarisch und das fragmentarische Erzählen als poetologisches Prinzip ausgewiesen werden, was wiederum auf das erdgeschichtliche Wissen zurückgeführt wird.

Die Überlagerung unterschiedlicher narrativer Instanzen kommt bereits durch die Grundanlage der *Wanderjahre* selbst zustande: Ein Herausgeber erzählt Wilhelms Entwicklungsgeschichte zumeist in der Er-Form. Dabei bezieht er seine Informationen zum Protagonisten aus dessen Reisetagebuch. Dieses ist in der Ich-Form gehalten und befindet sich in einem Archiv.<sup>307</sup> Zudem sammelt Wilhelm in seinem Tagebuch verschiedene Schriftstücke von verschiedenen Autoren, wodurch noch mehr Erzählstimmen vorhanden sind.<sup>308</sup> Um Wilhelms Geschichte vermitteln zu können, muss der Herausgeber wichtige Verfahrenstechniken des Erzählens – wie Auslassen, Hervorheben und Zusammenfassen – anwenden.<sup>309</sup>

Wilhelm bemerkt während seines Besuchs beim Oheim, dass sein Gastgeber verschiedene Inschriften an die Wände drapiert hat. Er fragt die Nichte Juliette, zu welchem Zweck dies geschehen sei. »Nach einigen Zwischenreden fuhr Juliette fort, [die Frage Wilhelms zu beantworten].«<sup>310</sup> An dieser Stelle werden vom Herausgeber zwar verschiedene Zwischenreden erwähnt, die er aber zugunsten der Beantwortung der Frage Wilhelms durch Juliette auslässt. Der Herausgeber wählt

307 Vgl. hierzu Neuhaus, *Archivfiktion*, S. 19.

308 Neuhaus und Müller haben als Erste auf die Mehrstimmigkeit in der Romananlage hingewiesen. Neuhaus (*Archivfiktion*, S. 25) schreibt: »Die *Wanderjahre* sind so die gesammelten Erzählungen, Dichtungen, Berichte, Tagebücher, Reden und Briefe von ungefähr zwanzig fiktiven Personen, zu denen noch eine unbestimmbare Anzahl von Autoren tritt, denen die Aphorismen der beiden Sammlungen angehören.« Müller (*Lenardos Tagebuch*, S. 281) vermerkt: »Die Aufgabe des Redaktors ist es, das vorliegende Material zum ästhetischen Gebilde zu formen.« Dass die Mehrstimmigkeit bereits in der Anlage des Romans vorhanden ist, gilt in der heutigen Forschung als unbestritten. Vgl. hierzu u.a. Schößler, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, S. 193; Bahr, *Goethe-Handbuch*, S. 207 oder neuerdings auch Willer, *Archivfiktion und Archivtechnik in und an Goethes Wanderjahren*, S. 109-129.

309 Vgl. zu den nachfolgend beschriebenen Erzähltechniken Bez, »*Wilhelm Meisters Wanderjahre*«, S. 196ff. Die erzählerischen Verfahrenstechniken erinnern an eine Aussage Goethes: »Der Dichter schafft seine Welt frei, nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen; der Historiker ist gebunden; denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deswegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben.« (FA II, 6, S. 108).

310 FA I, 10, S. 329.

das Material gezielt aus, um in seinen Augen besonders Wichtiges herauszustellen. Weil er ein möglichst umfassendes Bild des Oheims geben möchte, schaltet er kurz vor Wilhelms Abreise die Vorgeschichte des Gastgebers ein.<sup>311</sup>

Besonders deutlich kommt das Erzählverfahren des Zusammenfassens/Raffens gegen den Schluss der *Wanderjahre* zum Ausdruck: Der Herausgeber ist darum bemüht, die verschiedenen Erzählfäden, die im Laufe der Erzählung ausgelegt wurden, zu vereinen.<sup>312</sup> Dazu muss er zusammenfassend erzählen, wie er dem Leser erklärt:

Hier aber wird die Pflicht des Mitteilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens immer schwieriger. Wer fühlt nicht daß wir uns diesmal dem Ende nähern, wo die Furcht in Umständlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunsche nichts völlig unerörtert zu lassen uns in Zwiespalt versetzt. [...] Wir sind also gesonnen, dasjenige was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das was später zu unserer Kenntnis kam, zusammen zu fassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft eines treuen Referenten getrost abzuschließen.<sup>313</sup>

Der Herausgeber legt einen Konflikt offen zwischen dem Anspruch, Dinge möglichst vollständig darzulegen, und der Notwendigkeit, selektiv zu erzählen. Er weist darauf hin, dass ihm gegen Ende des Romans die Pflicht des Zusammenfassens wichtiger erscheint. Zugleich appelliert er an das Verständnis des Lesers, indem er über die Wir-Form einen gemeinsamen Erfahrungshorizont zu Erzähltechniken eröffnet. Durch das gemeinsame Wissen um seinen Konflikt erzeugt er Sympathie. Außerdem verweist er darauf, dass er seine Informationen nach bestem Wissen und Gewissen als »treuer Referent« wiederzugeben sucht.

Die Inszenierung der eigenen Lauterkeit erinnert an diejenige der Erdforscher im Zuge der Ausdifferenzierung der Geologie als Wissenschaft. Weil sich die Wissenschaft zur Entstehungszeit der *Wanderjahre* eben erst formiert, sind wissenschaftliche Methoden noch nicht allgemein gültig. Die einzelnen Forscher sind daher darum bemüht, ihre eigene Forschung – oftmals durch Abwertung der Methode von anderen – als besonders wissenschaftlich herauszustellen. Dies verdeutlicht das folgende Zitat Werners geradezu exemplarisch:

Wiederum aber kann und muss *Geognosie bloß am Pulte entworfen*, – d. i. ohne alle, oder doch nicht hinlänglich gemachte Beobachtungen und Erfahrungen, ohne gute Mineralogische Geographie, – nichts als kahle schiefe Ideen, nichts als Hirngespinnste enthalten; wovon wir leider! nur zu viele Beispiele haben. Dergleichen Systeme, oft herrlich geschrieben, sind als phisische Romane zu betrachten. Ein

311 Vgl. FA I, 10, S. 341f.

312 Vgl. Karnick, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, S. 114.

313 FA I, 10, S. 720.

Sistem der Geognosie wird also um so mehr an Evidenz gewinnen, je mehr es aus richtigen mineralogisch geographischen Beobachtungen gezogen und durch solche verifiziert ist. Ich sage »verifiziert ist«: denn der Geognost soll die Sätze seines Systems, ebenso mit Beobachtungen belegen, als der Rechnungsführer seine Rechnung, oder wie der Geschichtsschreiber seine Quellen anführt.<sup>314</sup>

Für den Vergleich der Inszenierung der eigenen Wissenschaftlichkeit Werners und derjenigen des Herausgebers ist das Zitat besonders aussagekräftig. Werner schreibt vor 1800. Er moniert, dass die Verfasser von Entwicklungsgeschichten der Erde diese nicht auf Grundlage von Hirngespinnsten und Ideen schreiben, sondern zunächst mineralogische und geographische Feldforschung betreiben sollen. Durch Klassifizieren von Erdschichten sollen »verifizierte« Beobachtungen als Grundlage für die Rekonstruktion dienen. Sodann stellt Werner den Vergleich mit den Historikern her, die ebenfalls verifizierte Quellen für ihre Geschichtsschreibung anführen müssen. Er glaubt also nachweislich an die Möglichkeit einer eindeutigen Rekonstruktion von (Erd-)Geschichte. Diese wurde aber, wie bereits mehrfach herausgestellt, nach 1800 aufgrund der fragmentarischen Quellenlage verworfen. Auch die Quelle im Archiv, aus dem der Herausgeber Wilhelms Geschichte rekonstruiert, ist fragmentarisch.

Dies wird nach Kapitel 7 des zweiten Buches klar, wo der Herausgeber anhand einer Zwischenrede einen undefinierten Zeitsprung von mehreren Jahren einräumt:

Hier aber finden wir uns in dem Falle dem Leser eine Pause und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weshalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten. Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwei Kapiteln genügen um sich über das Maß gedachter Zeit hinwegzusetzen [...].<sup>315</sup>

Nach Kapitel 7 von Buch zwei fehlt offenbar ein ganzes Buch. Obwohl mehrere Jahre vergangen sind<sup>316</sup>, in denen Wilhelm ebenfalls Tagebuch geführt haben muss, suggeriert der Herausgeber mit seinen Kapitelüberschriften Lückenlosigkeit und appelliert an die Genügsamkeit des Lesers. Bereits hier zeigt sich also, dass der Herausgeber aufgrund einer unvollständigen Quellenlage nicht in der Lage ist, die Geschichte Wilhelms vollständig und lückenlos und somit eindeutig zu erzählen, was an die Problematik der Erdgeschichte erinnert. Dieser Umstand wird vom Herausgeber – anders als bei der problematischen Quelle zu Makaries Wesen – aber

314 Werner, *Handschriftlicher Nachlass*, Bl. 267.

315 FA I, 10, S. 515.

316 Das Kind Felix ist mittlerweile erwachsen geworden. Vgl. hierzu FA I, 10, S. 744: »Ganz oben, auf dem schroffsten Rande einer solchen Steile, [...] sah der Freund [Wilhelm] einen jungen Mann [Felix] herantraben, gut gebaut, von kräftiger Gestalt.«

nicht offen kommuniziert. Dies ist bemerkenswert, handelt es sich doch gemäß den archivarischen Vorgaben bei fragmentarischen Quellen um höchst problematische. Der Herausgeber verschleierte diesen Umstand gar, indem er Wilhelms Tagebuch einfach neu überschreibt. Der Zwischenrede folgt nicht das vierte Buch, sondern einfach Kapitel 8 von Buch zwei.

Noch problematischer wird das Ganze, wenn man bedenkt, dass der Beginn und der Schluss der *Wanderjahre* ebenfalls nicht erzählt werden. Am Ende der *Lehrjahre* schließt sich Wilhelm dem Turm an und die Heirat mit Natalie scheint kurz bevorzustehen.<sup>317</sup> Der Leser der *Wanderjahre* weiß nicht, wie Wilhelm in die Berge gelangt ist, und die Heirat mit Natalie, die sich bereits ohne Wilhelm nach Amerika begibt, ist in weite Ferne gerückt.<sup>318</sup> Genauso unvermittelt, wie die Anfangssequenz beginnt, endet der Roman. Obwohl sich Wilhelm mit dem Auswandererbund auf den Weg nach Amerika begeben möchte, wird sein Aufbruch nicht erzählt. Die Erzählung bricht nach der Rettung von Felix durch Wilhelm unvermittelt ab.<sup>319</sup> Darauf folgen wiederum ohne Einführung unvollständige Aphorismen *Aus Makariens Archiv*<sup>320</sup>. Die *Wanderjahre* verhalten sich also auch zu Beginn und am Schluss »fragmentarisch«, wenn es um die vollständige Wiedergabe von Wilhelms Geschichte geht. Die ganze Grundstruktur der *Wanderjahre* ist so angelegt, dass die Rahmenhandlung Wilhelms mal mehr, mal weniger unvermittelt mit Novellen, Märchen, Aphorismen und anderen Erzählelementen durchbrochen wird. Ein weiteres Beispiel, in dem das Textelement selber aus 15 Fragmenten besteht, ist der vierte Brief Wilhelms an Natalie. Es handelt sich also um eine Originalquelle. Wilhelm ringt darum, die Fischerknaben-Episode aus seiner Kindheit aufs Papier zu bringen, wenn er einleitend schreibt: »[S]chon Tage geh ich umher und kann die Feder anzusetzen mich nicht entschließen [...]«<sup>321</sup> Die eigentliche Kindheits Erinnerung wird immer wieder durch Einschübe, in die Wilhelm Überlegungen, Erklärungen und Exkurse einfließen lässt, unterbrochen.<sup>322</sup> Das fragmentarische Erzählen kann demnach als poetologisches Grundprinzip des Romans ausgewiesen werden.

Das Fehlen von Informationen zum Anfang der Geschichte, zu ihrem Ausgang und zahlreichen Geschehnissen dazwischen erinnert wiederum an die fragmentarische Quellenlage der Erdgeschichte. Dabei ist im Roman nicht klar, ob der Her-

317 Vgl. FA I, 9, S. 990f.

318 Diese inhaltliche Leerstelle zwischen den beiden Romanen wurde in der Forschung immer wieder als Bruch dargestellt. Vgl. hierzu Maierhofer, *Roman des Nebeneinander*, S. 11; Windfuhr, *Universalismus oder Spezialisierung?*, S. 89; Muschg, *Der Mann von fünfzig Jahren*, S. 381 oder Düsing (Novellenroman, S. 544f.).

319 FA I, 10, S. 744f.

320 FA I, 10, S. 746.

321 FA I, 10, S. 540ff.

322 Vgl. zu den einzelnen Fragmenten Peschken, *Entsagung*, S. 96.

ausgeber diese Informationen einfach zurückhält oder ob er diese selber nicht besitzt. Es wird also eine weitere Ebene eingeführt, die Frage nach der Beschaffenheit des Archivs. Wie so vieles bleibt die Frage nach dem Wissen des Herausgebers zu Wilhelms Geschichte aber unbeantwortet. Es handelt sich um Wissen, das niemals eingeholt werden kann. Folgern lässt sich daraus aber, dass der Herausgeber sich nicht als »treuer Referent«<sup>323</sup> verhält, wenn er diese Problematik erneut nicht offenlegt. Die Selbstinszenierung des Herausgebers als wissenschaftlich lauter erscheint demnach fragwürdig.

Noch viel brisanter als die Vortäuschung von Lückenlosigkeit ist hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit des Herausgebers dessen bewusstes Verändern von Quellen.<sup>324</sup> So verwendet er ein und dieselbe Quelle an zwei unterschiedlichen Stellen der *Wanderjahre* mit unterschiedlichem Aussagegehalt. Zu Beginn und in der Mitte des Romans wird dasselbe Gespräch zwischen Montan und Wilhelm verwendet, um die Diskussion der beiden um Wilhelms zukünftige Berufsfindung darzulegen. An der ersten Stelle paraphrasiert der Herausgeber das Gespräch. In der Mitte wird es im Rahmen eines Briefes vermittelt, den Wilhelm an Natalie schreibt. Folglich gibt der Herausgeber an der ersten Stelle genau diesen Brief als Paraphrase wieder. Beim Vergleich der beiden Zitatstellen zeigt sich unter anderem, dass die Paraphrase unvollständig ist und der Herausgeber Wilhelm andere Worte in den Mund legt, als dieser selbst im Brief verwendet.<sup>325</sup> Der Herausgeber verfälscht den Inhalt durch Abänderungen und Auslassungen.

Die Idee, dass die Menschen auf der Grundlage ihrer schriftlichen Quellen glaubhafte Geschichten schreiben, wird vielfältig gebrochen und im Roman innovativ zur Diskussion gestellt. Der zunächst scheinbar über dem Geschehen stehende Herausgeber selber inszeniert sich als »treuer Referent«. Die Idee, eine Geschichte auf der Grundlage von »verifiziertem« Quellenmaterial wahrheitsgetreu zu rekonstruieren, wird im literarischen Text gleichermaßen inszeniert und demontiert. Dadurch durchkreuzen die *Wanderjahre* die vermeintliche Trennung von Literatur und Wissenschaft. Dies macht sich sogar in der Figur des vermeintlich (wissenschaftlichen) Herausgebers bemerkbar, der die *Wanderjahre* nämlich als

---

323 FA I, 10, S. 720.

324 Während in der Forschung basierend auf den bahnbrechenden Darlegungen von Karnick (*Wilhelm Meisters Wanderjahre*, S. 174) lange Zeit auf die Lauterkeit des Herausgebers verwiesen wurde, haben Schößler (*Wilhelm Meister*, S. 309f.) und Bez (»*Wilhelm Meisters Wanderjahre*«, S. 205f.) Einspruch dagegen erhoben.

325 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 299 und 553f. In den beiden Zitatstellen wird die Berufswahl Wilhelms erläutert. Weil es ein wichtiger Punkt ist, die Entwicklungsgeschichte Wilhelms in der vorliegenden Arbeit nochmals in Bezug auf das erdgeschichtliche Wissen der Zeit zu ermitteln, werden die beiden Stellen hier lediglich erwähnt. Eine eingehende Behandlung erfolgt im Abschnitt 2.3.6.



»Roman« bezeichnet.<sup>326</sup> Indem der Herausgeber sich sowohl als Wissenschaftler als auch als Literat inszeniert, wird eine Festlegung zurückgewiesen.

### 2.3.4 Der »Künstler«-Wissenschaftler und die *Wanderjahre* als erdgeschichtliche Archivfiktion

Folgt man den Ausführungen des letzten Abschnitts, so inszeniert sich der fiktive Herausgeber als eine Art »Künstler«-Wissenschaftler.<sup>327</sup> Hier wird dargelegt, welche realen Vorbilder in den Erdforschern Cuvier und Eduard d'Alton existierten und wie die Rekonstruktion von Erdgeschichte auf der Grundlage des metaphorischen erdgeschichtlichen Archivs als Leitidee für die Modellierung des *Wanderjahr*-Romans verstanden werden kann, wodurch sich der Text als erdgeschichtliche Archivfiktion entpuppt.

Der Bezug zu Cuvier ergibt sich durch die Analyse des prominent in der Mitte der *Wanderjahre* platzierten Geologie-Begriffs innerhalb der Aphorismensammlung *Betrachtungen im Sinne der Wanderer*,<sup>328</sup> die Hinweise auf Montans Urheberschaft

326 Alle Zitate: FA I, 10, S. 381.

327 LA I, 9, S. 246. Während Goethe in seiner Rezension der wissenschaftlichen Arbeit des Forschers Eduard d'Alton den Wissenschaftler explizit als Künstler bezeichnet, zieht Peter Schnyder die beiden Nomen zu einem Kompositum zusammen (vgl. zur Verwendung der Bezeichnung »Künstler-Wissenschaftler« Schnyder, *Das Megatherium*, S. 27). In seinem Aufsatz *Das Megatherium* (2018) geht Schnyder genauestens auf den wissenschaftshistorischen Kontext rund um die Entdeckung des Riesenfaultiers und dessen wissenschaftspölogisches Potenzial ein. Viele der hier vorgebrachten Ausführungen orientieren sich an diesem richtungsweisenden Forschungsbeitrag. Zweierlei wurde von Schnyder aber bis anhin nicht ausgeführt: zum einen die Ähnlichkeiten zwischen den realen »Künstler«-Wissenschaftlern und der Hauptfigur des Herausgebers und zum anderen die Betrachtung, wie das erdgeschichtliche Archiv der Modellierung des *Wanderjahr*-Textes dient.

328 In der Forschung wird auf eine differenzierte Verwendung der Begriffe »Geognosie« und »Geologie« unter Rückgriff auf den folgenden Aphorismus verwiesen: »Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist tot. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu tun« (FA I, 10, S. 582). Dewitz und Neumann verweisen mit dem Zitat dann aber nicht, wie zu erwarten wäre, auf das Spannungsverhältnis von Geologie und Geognosie, sondern auf dasjenige von Geographie und Geognosie, das in den *Wanderjahren* über die Figur Montans besonders greifbar werde. Während Montan im Sinne der Geographie einerseits die Erschließung der Erdoberfläche anstrebe, verkörpere andererseits die Geognosie die Problematik von schwierigen Existenzen wie diejenige von Mignon (vgl. hierzu Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 1150). Viel zentraler als der Unterschied zwischen Geognosie und Geographie ist aber die *Spannung* zwischen Geognosie und Geologie. Dies wird ersichtlich, wenn man alle vier Aphorismen in Betracht zieht, die sich mit erdwissenschaftlichen Fragen befassen und die nacheinander aufgelistet sind (vgl. FA I, 10, S. 582f.).

enthalten.<sup>329</sup> Den Aphorismen zufolge befasst sich die Geognosie mit dem seienden Gestein, die Geologie mit dem Werden desselben. Ein erster Aphorismus verweist zunächst darauf, dass das Werden dieser »toten Welt« mit Vernunft nicht fassbar sei und daher die Geologie im Gegensatz zur Geognosie nicht existiere. Unmittelbar darauf findet sich jedoch die Aussage, die Geologie sei durch Analogiebildung dennoch teilweise möglich, wenn man sie mit Aspekten der heutigen Paläontologie und vergleichenden Anatomie verbinde.<sup>330</sup> In den Aphorismen der *Wanderjahre* macht das mehrfach deutbare »[Z]usammenlesen«<sup>331</sup> eines zerstreuten Gerippes ein ausgestorbenes Tier rekonstruierbar und somit auch die Erdgeschichte greifbar. Der wichtigste Repräsentant dieses Verfahrens ist – wie oben herausgestellt – Cuvier, der auch als Erster den Begriff »Geologie« als Maßstab für wissenschaftlich erforschte Erdgeschichte einführt. Den Schlüssel zur Erdgeschichte wiederum halten die fossilen und ausgestorbenen Lebewesen bereit,<sup>332</sup> wobei das Riesenfaultier als Paradebeispiel gilt. Bezeichnenderweise handelt es sich beim in den *Wanderjahren* angesprochenen Rekonstruktionsbeispiel um ebendieses Riesenfaultier.<sup>333</sup>

Auf der Grundlage eines in Südamerika zusammengelesenen – im Sinne von gefundenen – und annähernd vollständigen Skeletts, das dann in Madrid zusammengesetzt wurde und von dessen Knochenbau Cuvier wiederum Abbildungen besaß, wies der Forscher 1796 nach, dass es sich dabei um eine ausgestorbene Tierart handeln müsse. Die Vorstellung, es habe in der Vergangenheit der Erde andersartige Floren und Faunen gegeben, erhärtet sich dadurch und findet ihren Ausdruck schließlich in seinen 1812 publizierten *Recherches*.<sup>334</sup>

Im Gegensatz zu seinen feldforschenden Kollegen wie Humboldt oder Buch betrieb Cuvier seine Forschung in Paris. Dort führte er mit dem Muséum national d'histoire naturelle das damals größte Wissenszentrum Europas. Von überall auf der Welt wurden dort verschiedenste, für die Naturkunde zweckdienliche Quellen wie Fossilien, Gesteine, Illustrationen, Texte oder Landkarten »versammel[t]«, wobei auch Goethe eine solche Sammlung im Privaten anlegte.<sup>335</sup> Es ist bestimmt nicht falsch, diese Pariser Metasammlung angesichts der in Europa um 1800 allerorts angelegten Wissenszentren als naturgeschichtliches Archiv zu bezeichnen

329 Vgl. hierzu Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 1145 und FA I, 10, S. 553ff.

330 Vgl. FA I, 10, S. 582f.

331 FA I, 10, S. 582.

332 Vgl. Heuer, *Vorwort*, S. 26.

333 Vgl. FA I, 10, S. 582. Vgl. zur Auseinandersetzung Goethes mit den Faultieren auch: LA I, 9, S. 247f.

334 Vgl. Cuvier, *Notice*, S. 303–310.

335 Vgl. hierzu exemplarisch Goethe, wenn er von den »fossilen Tier- und Pflanzenresten« spricht, die sich um ihn herum »versammeln« und die es zumindest räumlich zu ordnen gilt. *Brief an Zelter vom 11. März 1832*, LA II, 8B/1, S. 782.

statt als Museum. Dort wurden dann einzelne Quellen und/oder Quellenkombinationen für die Öffentlichkeit medial aufbereitet.<sup>336</sup> Cuvier war also – wie bereits früher herausgestellt – nicht nur ein vergleichender Anatom und Entdecker der Erdgeschichte, sondern kann auf der Grundlage dieser anderweitigen Tätigkeiten auch als Archivar und Herausgeber von für die Öffentlichkeit aufbereiteten Archiven bezeichnet werden.

Zur anschaulichen Vermittlung der teilweise spärlichen und fragmentarischen Quellen zu den ausgestorbenen Lebewesen aus dem von Cuvier angelegten Archiv an die Öffentlichkeit bedurfte es zweierlei: Zum einen spielte die Erkenntnis eine wichtige Rolle, dass die erdgeschichtliche Thematik eben nicht abschließbar entdeckt werden kann. Als Folge davon können die einzelnen Quellenteile einer Geschichte zumindest potenziell neu zusammengesetzt und angeordnet werden. Dass Cuvier dies selbst praktizierte, zeigt sich am Beispiel des Riesenfaultiers geradezu exemplarisch. Der wissenschaftliche Zeichner Eduard d'Alton und sein Begleiter Christian Pander reisten in den 1810er-Jahren durch die verschiedenen europäischen Museen. Die Reise nach Madrid zum dortigen Riesenfaultier-Exponat 1818 zeigte den beiden, dass die Illustrationen, die Cuvier besaß, fehlerhaft waren und das Skelett teilweise fehlerhaft zusammengesetzt worden sein musste. Sie bemerkten gar, dass die unförmige Gestalt beim Aufbau beschönigend korrigiert worden war.<sup>337</sup> Das Ergebnis der Illustrations-Reise durch Europa war ein großformatiges und in mehreren Teilen vertriebenes Werk mit dem Titel *Vergleichende Osteologie*. Der erste Teil von 1821 war dabei dem »Riesen-Faultier« gewidmet.<sup>338</sup>

D'Altons Korrekturen waren so überzeugend, dass Cuvier sie für seine eigenen Publikationen übernahm.<sup>339</sup> Doch nicht nur Cuvier, sondern die gesamte Fachwelt war begeistert und damit auch Goethe, der mit d'Alton befreundet war. Er verfasste eine Rezension (1822) zu diesem großartigen Werk in seinen Heften *Zur Morphologie*, wo er den »Künstler«-Wissenschaftler nicht genügend loben konnte.<sup>340</sup> Wer den »Geist« des Riesenfaultiers einfangen wolle, so Goethe, müsse ins »[P]oetische« wechseln.<sup>341</sup> Welch schöpferisches Potenzial in der vergleichenden Anatomie und somit nicht zuletzt in Cuviers Arbeit zur Rekonstruktion der früheren Tierwelt steckt, hat wiederum sein Zeitgenosse Balzac in *La Peau de Chagrin* (1831) herausgestrichen:

336 Vgl. Schnyder, *Das Megatherium*, S. 23ff.

337 Vgl. Schnyder, *Das Megatherium*, S. 28.

338 Vgl. d'Alton/Pander, *Vergleichende Osteologie. Abth. 1.1, Das Riesen-Faultier, Bradypus giganteum, abgebildet, beschrieben und mit den verwandten Geschlechtern verglichen*, Bonn 1821.

339 Vgl. Schnyder, *Das Megatherium*, S. 27f. In der zweiten Auflage seines erdgeschichtlichen Werks *Recherches* von 1823 ersetzt Cuvier die Riesenfaultier-Illustration durch diejenige von d'Alton. Vgl. hierzu Cuvier, *Recherches*, Tafel XVI.

340 Vgl. LA I, 9, S. 246-251, hier S. 246.

341 LA I, 9, S. 247f.

Haben Sie jemals die geologischen Werke Cuviers gelesen und sich in die Unermesslichkeit von Raum und Zeit gestürzt? Hat sein Genie Sie mitgerissen, daß Sie über den grenzenlosen Abgrund der Vergangenheit [*l'abîme sans borne du passé*] hinwegschwebten, als ob Sie von der Hand eines Zauberers gehalten würden? Wenn man von Schicht zu Schicht, von Ablagerung zu Ablagerung unter den Steinbrüchen des Montmartre oder den Schieferbrüchen des Urals die Tiere entdeckt, deren versteinerte Reste vorsintflutlichen Kulturen [*civilisations antédiluviennes*] entstammen, dann ist die Seele erschreckt, auf Milliarden von Jahren zu schauen, auf Millionen von Völkern [*peuples*], die von dem schwachen menschlichen Gedächtnis und der unzerstörbaren göttlichen Überlieferung vergessen wurden und deren auf der Oberfläche unserer Erdkugel angehäuften Asche die zwei Fuß Erdrich bilden, die uns Brot und Blumen spenden. Ist Cuvier nicht der größte Dichter unseres Jahrhunderts?<sup>342</sup>

Eine ähnliche Aussage zu Cuviers Schaffen findet sich bei Goethe im ersten Teil seiner *Principes de philosophie zoologique* (1830):

Seine [Cuviers] Arbeiten sind unübersehbar, sie umfassen das ganze Naturreich, und seine Darlegungen dienen auch uns zur Kenntnis der Gegenstände und zum Muster der Behandlung. Nicht allein das grenzenlose Reich der lebendigen Organisationen hat er zu erforschen und zu ordnen getrachtet, auch die längst ausgestorbenen Geschlechter danken ihm ihre wissenschaftliche Wiederauferstehung.<sup>343</sup>

Sowohl die Balzac'schen als auch die Goethe'schen Worte sind durchwegs bewundernd gemeint. Beide ordnen die Methoden und die Schriften Cuviers dezidiert der Wissenschaft und nicht der Literatur zu. Trotzdem braucht es zur »Wiederauferstehung« der ausgestorbenen Tiere schöpferisch-literarische Kraft. Wenn Balzac den empirisch verfahrenen Cuvier als »größte[n] Dichter« seiner Zeit bezeichnet, verweist er auf das Vorstellungsvermögen, das es braucht, um die Knochenreste zum Leben zu erwecken. Die Aussage ist also im Sinne einer sich gegenseitig befruchtenden Wissenschaft und Literatur zu verstehen. Dass sich Goethe zeitlebens für einen solchen Austausch von Literatur und Wissenschaft aussprach, ist hinlänglich bekannt.<sup>344</sup> Er bezeichnet d'Alton in diesem Sinne als »Künstler«-

342 Balzac, *Das Chagrinleder*, S. 74f. Vgl. zu den eingefügten Originalzitaten: Balzac, *La peau de chagrin*, S. 47f.

343 FA I, 24, S. 818.

344 Die Kombination von Geschichtsrekonstruktion mittels empirischer Beobachtung und »feurigem« Geist praktiziert auch Buffon (*Allg. Historie der Natur*, I, S. 3 und 4) vor 1800. Forster (*Ansichten*, S. 13) kritisiert die »Einbildungskraft« in der Wissenschaft. Obwohl Goethe ein Vertreter der empirischen Forschung ist, schmälert dies seine Bewunderung für Buffons spekulative Forschung keineswegs. Forsters Einwand, es handle sich bei Buffons Texten um Fiktion

Wissenschaftler,<sup>345</sup> wobei diese Formulierung zweifelsfrei auch auf Cuvier zutreffen würde. Es kann daher kein Zufall sein, dass sich der fiktive Herausgeber der *Wanderjahre* selber als eine Art »Künstler«-Wissenschaftler – wenn auch natürlich unter den veränderten Vorzeichen und den Möglichkeiten eines Romans – inszeniert.

Wie Cuvier aus seiner naturgeschichtlichen Sammlung bezieht die Herausgeberfigur ihre Quellen rund um die Geschichte Wilhelms aus einem großangelegten Archiv. In beiden Archiven befinden sich unterschiedlichste und teilweise bruchstückhafte Quellen – im ersten rund um die Geschichte der Erde und im zweiten rund um die Geschichte Wilhelms – konserviert. Selbstredend ist es dann für die Publikation einer Geschichte auf der Grundlage der Quellen aus dem vorhandenen Archiv notwendig, eine Auswahl zu treffen und diese ästhetisierend aufzubereiten, wie dies einerseits Cuvier, andererseits der fiktive Herausgeber mit Zusammenfassen, Kommentieren, Auslassen etc. praktiziert. Während bis hierhin der Vergleich zwischen dem von Cuvier angelegten »echten« Archiv und seiner Tätigkeit als »Künstler«-Wissenschaftler mit dem in den *Wanderjahren* dargestellten fiktiven Schriftquellenarchiv und der »Künstler«-Wissenschaftler-Funktion des Herausgebers enggeführt wurde, soll nun der Bogen zur Machart des Romans im Vergleich zum metaphorischen Archiv der Erdschichten und der darin eingelagerten erdgeschichtlichen Quellen geschlagen werden. Bevor der *Wanderjahr*-Text als erdgeschichtliche Archivfiktion bezeichnet werden darf, muss die Beschaffenheit der räumlichen Ablagerungen bzw. die Beschaffenheit dieser metaphorischen erdgeschichtlichen Archive mit dem *Wanderjahr*-Text in Verbindung gesetzt werden.

Seit Buffon hat man sich die räumliche Ablagerung von Geschichte im metaphorischen Archiv der Erdschichten nämlich folgendermaßen vorzustellen: Die Betrachtung der Erdschichten überall auf der Erdoberfläche zeigt ein vielfältiges, ja gar chaotisches Bild. Einzelne Versatzstücke von historischen Quellen sind in diesem metaphorischen Archiv eingestreut.<sup>346</sup> Das heißt also, dort lagern unterschiedlichste Quellen, von denen die meisten nicht direkt von der Erdgeschichte zeugen, aber alle mit dieser verbunden sind. Die vermeintliche Heterogenität des

---

und nicht um Wissenschaft, weist Goethe mit der Aussage zurück, Buffons Entwurf einer in sieben Epochen von insgesamt rund 75 000 Jahren unterteilten Erdgeschichte scheine ihm weit »weniger Hypothese« zu sein »als das erste Capitel Mosi« (vgl. *Briefan Merck vom 3. April 1780*, FA I 29, S. 254). Goethe spricht sich auch nach 1800 immer wieder gegen die vermeintliche Trennung von Wissenschaft und Literatur aus (vgl. exemplarisch FA I, 24, S. 819f.).

345 LA I, 9, S. 246.

346 Buffon, *Allg. Historie der Natur*, I, S. 45 oder *Histoire*, S. 68f. »[...] nous trouvons des matières pesantes souvent posées sur des matières légères, des corps durs, environnés de substances molles, des choses sèches, humides, chaudes, froides, solides, friables, toutes mêlées & dans une espèce de confusion qui ne nous présente d'autre image que celle d'un amas de débris & d'un monde en ruine.«

erdgeschichtlichen Archivs lässt in der *Histoire Naturelle* zunächst »keine Kunstrichtigkeit und keine Ordnung« erkennen.<sup>347</sup> Wie Buffon dann aber später in seinen *Époques* der Erdentwicklung sehr wohl einen roten Faden gibt, ist hinlänglich erörtert worden.

Anders als bei Buffon, der basierend auf der Vorstellung eines vorprogrammierten Entwicklungsverlaufs die einzelnen Quellen zu einem zusammenhängenden, durchaus harmonischen und abgeschlossenen Ganzen oder einer Geschichte mit rotem Faden, einem Anfang und einem Ende zusammensetzen kann, bleibt bei Cuvier der Verlauf aufgrund der veränderten Vorstellung von Entwicklungsverläufen eben offen. Dies wiederum bringt Auswirkungen auf die Modellierung der Quellen aus dem erdgeschichtlichen Archiv mit sich. Cuvier sammelt/beobachtet/liest zunächst die verschiedenen und zu unterschiedlichen Zeiten der Erdgeschichte entstandenen fragmentarischen Quellen aus den Erdschichten zusammen. Die Vorstellungskraft ermöglicht sodann die Modellierung einer disharmonischen, unabschlossenen und mit Referenz auf die übrigen Quellen des Archivs neu zusammensetzbaren oder eben zusammenlesbaren Geschichte. Während »zusammenlesen« vorher wörtlich im Sinne von sammeln/zusammentragen verstanden werden musste, ist der Begriff hier mehrdeutig zu verstehen: zunächst im Sinne des Auffindens neuer Quellen und der damit einhergehenden Veränderung des Forschungsstands, gleichzeitig aber auch poetisch. Die einzelnen disharmonischen Quellenteile müssen zusammen als Erdgeschichte gelesen werden. Weiter wird auch die unabgeschlossene und bewegliche Komposition ersichtlich, muss doch auch der Leser der Geschichte einen beträchtlichen interpretatorischen Aufwand und ein hohes Vorstellungsvermögen aufbringen. Dies wird in den erdgeschichtlichen Schriften dadurch erkenntlich, wie minutiös der Leser mit darstellerischen Mitteln auf die »neue« Vorstellung vorbereitet wird.<sup>348</sup>

Die räumliche Ablagerung des erdgeschichtlichen Archivs und wie man daraus Geschichte(n) zusammenbaut/zusammenliest als Leitidee für die Modellierung des *Wanderjahr*-Texts zu nehmen, drängt sich in der Folge geradezu auf. Nicht nur, dass der Text von geognostisch-geologischen Passagen durchzogen ist. Darüber hinaus findet sich der Hinweis, dass der Schlüssel zum Text in der Geologie/Erdgeschichte zu suchen sei. Das Kästchen wird im Erdinneren oder im übertragenen Sinne eben im erdgeschichtlichen Archiv geborgen. Die Öffnung des Kästchens mit dem passenden Schlüssel verspricht die Offenbarung des Geheimnisses, was hier sowohl wissenschaftshistorisch in Bezug auf die Offenbarung der Erdgeschichte als auch interpretatorisch in Bezug auf die Entschlüsselung des Romans zu deuten ist.<sup>349</sup>

347 Buffon, *Allg. Historie der Natur*, I, S. 45 oder *Histoire*, S. 68f. »[...] à la première inspection nous ne découvrons en tout cela aucune régularité, aucun ordre.«

348 Vgl. hierzu Cuvier, *Ansichten*, S. 1ff.

349 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 302.

Weiter wird ein Verweis auf die erdgeschichtliche Komposition des Romans gegeben. Ein weiterer Hinweis, die *Wanderjahre* als erdgeschichtliche Archivfiktion zu verstehen, wird in dem Gespräch, das Montan und Wilhelm im Anschluss an den Streit der Bergeleute führen, deutlich:

»Hier aber«, versetzte Wilhelm, »sind so viele widersprechende Meinungen, und man sagt ja, die Wahrheit liege in der Mitte.« – »Keineswegs!« erwiderte Montan: »in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt.«<sup>350</sup>

Wilhelm meint, die Wahrheit über die Erdgeschichte liege in der Mitte der konkurrierenden Theorien. Dies jedoch weist Montan zurück. Die Erdgeschichte ist eine unumstößliche Wahrheit, auf die man beim Stöbern im Erdinneren zwangsläufig trifft. Will man diese Wahrheit aber auf der Grundlage historischer Quellen ermitteln, ergibt sich ein interpretatorisches Problem. Besonders interessant ist dann der Chiasmus »unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich«. Anerkennt man den Gegenstand der Erdgeschichte als Problem, bleibt sie vielleicht unerforschlich, wird aber zugleich zumindest teilweise zugänglich. Im Roman selber findet sich in der Mitte des Texts das Riesenfaultier-Analogon.<sup>351</sup> Goethe spricht im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in Bezug auf die Arbeit d'Altons zum Riesenfaultier von einem disharmonischen und unabgeschlossenen Ganzen.<sup>352</sup> Und was für das Riesenfaultier gilt, gilt auch für die Rekonstruktion der Entwicklungsgeschichte der Erde auf der Grundlage des erdgeschichtlichen Archivs, wie dies Cuvier vollzieht.

Es überrascht denn wohl auch kaum, dass Goethe seinen Roman als »sperrig«, unzugänglich, disharmonisch, offen und immer wieder neu kombinierbar, aber trotzdem als zusammengehöriges Ganzes beschreibt.<sup>353</sup> Daraus erklärt sich, weshalb die Herausgeberfigur verstanden als »Künstler«-Wissenschaftler aus einer Meta-Sammlung unterschiedlichster Quellen wie Spruchsammlungen, Briefen, Tagebüchern, Novellen und Gedichten einen disharmonischen, unabgeschlossenen Roman mit Wilhelms Geschichte als eingesprengte fragmentarische Geschichtsversatzstücke präsentiert, die wiederum immer wieder neu zusammenlesbar im Sinne von neu zusammensetzbar, neu kombinierbar sind.<sup>354</sup> Zusätzlich untermauert wird dies durch Goethes Aussage, »Prosa«<sup>355</sup> reiche für die Darstellung des Riesenfaultiers nicht aus.

350 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 533f.

351 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 582.

352 LA I, 9, S. 246f.

353 FA I, 10, S. 535.

354 Vgl. hierzu Schnyder, *Das Megatherium*, S. 30.

355 LA I, 9, S. 246.

Überträgt man diesen Gedanken auf den Roman, ergibt sich ein Hinweis darauf, warum dieser eben nicht nur in Prosa geschrieben ist, sondern sich auch anderer literarischer Gattungen bedient. Die Frage, ob die Rahmenhandlung und Erzähleinlagen als Ganzes verstanden werden sollen, muss hiermit dezidiert bejaht werden. Zusammenlesen muss hier nämlich in der Bedeutung des gemeinsamen Lesens, der Zusammengehörigkeit der einzelnen Teile verstanden werden. Wie bei den Erdschichten sind die erdgeschichtlichen Quellen eingestreut. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit sind sie miteinander über die Erdgeschichte verbunden. Dies ist bei Wilhelms Geschichte ebenfalls der Fall. Alle Quellen, auch wenn sie nicht seine Geschichte erzählen, haben mit ihm zu tun. Weiter abgesichert werden kann dieser Befund mit dem Umstand, dass die Herausbildung des Entwicklungsromans und die Reflexionen dazu in dieselbe Zeitspanne fallen wie die Entdeckung der Erdgeschichte und die Veränderungen hinsichtlich ihrer Darstellung. Dass die Literatur bzw. der Roman beim Schreiben von Erdgeschichte(n) Pate gestanden hat, wurde beispielsweise in Bezug auf Lyell, der sich mit seiner Erdgeschichte ganz bewusst in die Tradition der großen Literaten stellt, untersucht.<sup>356</sup> Im Fall des »Künstler«-Wissenschaftlers Cuvier wurde diese Wechselwirkung von seinen Zeitgenossen Goethe und Balzac sehr wohl wahrgenommen, von der aktuellen Forschung aber noch zu wenig.<sup>357</sup>

Die *Wanderjahre* können also als erdgeschichtliche Archivfiktion gelesen werden. Stellt man sich vor, dass das Archiv in den *Wanderjahren* wie das metaphorische erdgeschichtliche Archiv zu denken ist, erklärt sich die Machart des Textes. Unterschiedliche Quellen aus dem (erdgeschichtlichen) Archiv werden zu einem Roman/einer Entwicklungsgeschichte Wilhelms zusammengesetzt. Die unterschiedlichen Erdschichten sind mit den unterschiedlichen Textsorten zu identifizieren, wobei sie immer wieder eingestreute fragmentarische historische Quellen zur Erdgeschichte enthalten. Liest man die im Roman teilweise unvermittelten fragmentarischen Einstreuungen zu Wilhelms Geschichte als historische Quellen dieser Art, erklärt sich die Machart des *Wanderjahr*-Texts: ein aus unterschiedlichen Ge-Schichten mit fragmentarischen Versatzstücken durchkreuztes, zusammengesetztes, unabgeschlossenes Ganzes ohne Anfang und ohne Ende. Diese Vorstellung von Geschichte bleibt offen und im Werden, was die Möglichkeit des immer wieder neuen Ansetzens, Zusammenlesens und Interpretierens mit sich bringt.

Nachdem hier die Leitidee ausgeführt wurde, wie im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Modellierung von Erdgeschichte auf der Grundlage eines erdge-

356 Vgl. hierzu exemplarisch die äußerst spannenden Ausführungen von Buckland, *Novel Science*, S. 124ff.

357 Eine Ausnahme stellt freilich Peter Schnyder dar, wenn er in seinem Aufsatz *Megatherium* (S. 29) auf ebendiesen Zusammenhang zwischen der Reflexion Goethes zum »Wesen« des Romans und demjenigen des Riesenfaultiers verweist.



schichtlichen Archivs funktionierte und wie diese Modellierung wiederum auf die *Wanderjahre* anwendbar ist, soll es in den nachfolgenden Abschnitten um die Vorstellung von Entwicklungsgeschichte und deren Verlaufsform in den *Wanderjahren* gehen.

### 2.3.5 Re-Signare Entwicklung: Montan

Dass in den *Wanderjahren* andere und neue Vorstellungen von Bildung und Entwicklung vorherrschen als in den *Lehrjahren*, lässt sich besonders gut an der Figur Montans erfassen.<sup>358</sup> Der Jarno der *Lehrjahre* steht für ein umfassendes Bildungskonzept und ein linear-teleologisches Fortschrittskonzept mit Blick auf das Individuum.<sup>359</sup> Der Montan der *Wanderjahre* steht diesem Konzept deutlich entgegen. Warum sich Jarno aus den *Lehrjahren* zum Montan der *Wanderjahre* entwickelt hat,<sup>360</sup> wird im Gespräch zwischen Wilhelm und Montan ersichtlich. Der Grund für Montans Sinneswandel und die Neugestaltung seines Lebens liegt in einer »neuen Welt«<sup>361</sup>, die »ein neues Leben«<sup>362</sup> bedingt:

»So sage mir denn,« versetzte Wilhelm, »wie bist du zu diesen Kenntnissen und Einsichten gelangt? denn es ist doch so lange noch nicht her, daß wir aus einander gingen!« – »Mein Freund,« versetzte Jarno, »wir mußten uns resignieren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erste was einem tüchtigen Menschen unter solchen Umständen einfällt, ist ein neues Leben zu beginnen.«<sup>363</sup>

358 Obwohl sich die Beiträge von Wagner (*Der Bergmann in Wilhelm Meisters Wanderjahren*) und Schillemeit (*Montan*) explizit mit der Montan-Figur auseinandersetzen, stellen sie zu erdgeschichtlichen Aspekten keine Beziehung her.

359 Jarno/Montan ist ein Repräsentant der Turmgesellschaft. Gemäß Lottmann (*Arbeitsverhältnisse*, S. 139) zeigen sich in Bezug auf diese Funktion die veränderten Entwicklungsvorstellungen in den *Lehr-* und den *Wanderjahren*.

360 Vgl. Weitin, *Die Kunst des Unterscheidens*, S. 132ff. und Schößler, *Goethes Lehr- und Wanderjahre*, S. 246. Weitin und Schößler heben in ihren Beiträgen hervor, wie sehr sich die Figur Jarno von Montan unterscheidet, wobei sie auf das sich wandelnde Bildungskonzept verweisen.

361 FA I, 10, S. 291.

362 FA I, 10, S. 291.

363 FA I, 10, S. 291.

Das Verb »resignieren«<sup>364</sup> (im Folgenden: re-signieren), das Montan für diese Veränderung verwendet, ist im Sinne eines Neuausrichtens, eines Neuschreibens und Umwertens zu verstehen. Dabei handelt es sich im Falle Montans um einen aktiven Prozess des Subjekts, das sich zurückzieht, die Situation analysiert und seine Entwicklungsgeschichte dann neu formiert. Montan findet für sein Leben das passende Modell; »ein neues Ganzes«<sup>365</sup>. Wilhelm spricht Montans Erkenntnis, dass man sich in einem neuen Ganzen auf etwas spezialisieren sollte, an:

Wilhelm, der indessen nachgedacht hatte, sagte zu Montan: »Solltest du wirklich zu der Überzeugung gegriffen haben, daß die sämtlichen Tätigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht zu sondern seien?« – »Ich weiß mir nichts anderes noch besseres,« erwiderte jener. »Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich sein, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen.« – »Man hat aber doch eine vielseitige Bildung für vorteilhaft und notwendig gehalten.« – »Sie kann es auch sein zu ihrer Zeit,« versetzte jener; »Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt. Bei gewissen Dingen versteht sich's durchaus und sogleich. Übe dich zum tüchtigen Violinisten und sei versichert, der Kapellmeister wird dir deinen Platz im Orchester mit Gunst anweisen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten hinauf zu dienen ist überall nötig. Sich auf *ein* Handwerk zu beschränken ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst sein, und der beste, wenn er Eins tut, tut er alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird.«<sup>366</sup>

364 Der für Goethes *Wanderjahre* zentrale Begriff der Resignation bzw. des Resignierens im Sinne von »entsagen« wurde in der *Wanderjahr*-Forschung mehrfach für die Interpretation fruchtbar gemacht, zumal die »Entsagenden« ja den Untertitel des Romans bilden. Einige namhafte Beiträge zur Entsagungsthematik in den *Wanderjahren* hat Umbach (*Entsagen*, Sp. 170) zusammengestellt. Interessanterweise wurde der Begriff aber bisher kaum in seiner transitiven Bedeutung von »neu ausrichten«, »neu schreiben« und »umwerten« verstanden (vgl. Seebold, *Resignieren*, Sp. 762). Die Fokussierung in den folgenden Abschnitten auf diese Bedeutungsnuance in einem Roman, der sich signifikant über die Mehrdeutigkeit ausdrückt, befördert neue Lesarten desselben.

365 FA I, 10, S. 291.

366 FA I, 10, S. 295.

Montan vertritt ausdrücklich seinen Standpunkt; die Zeit der umfassenden und vielseitigen Bildung sei vorbei, der Zeit der Einseitigkeiten gewichen. »Ein« ist kursiv geschrieben, was der Zeit der Einseitigkeiten zusätzlich Ausdruck verleiht. Der einzelne Musiker findet seinen Platz im Orchester und bildet als Teil ein vollständiges Ganzes. An dieser Passage wird die Differenz zwischen einem älteren und neueren Entwicklungskonzept ersichtlich. Montan spricht sich dezidiert für eine Spezialisierung aus. Durch das Erlernen eines Handwerks kann sich das Subjekt in die Gesellschaft integrieren und einen wertvollen Beitrag zum großen Ganzen leisten.<sup>367</sup>

Während es Wilhelm zwar einleuchtet, dass die neuen Zeiten eine Neuorientierung in Form einer Spezialisierung verlangen, kann er Montans Entscheidung, sich von den Menschen ab- und den Steinen zuzuwenden, nur bedingt nachvollziehen, woraufhin sich Montan erklärt.<sup>368</sup> Im weiteren Verlauf des Gesprächs äußert Montan gegenüber Wilhelm, es sei am besten, wenn man bereits in der Kindheit herausfinde, für welche Spezialisierung man sich eigne, um sich gezielt in diese Richtung auszubilden. Wilhelm entgegnet, Montan habe ja aber selbst nicht diese Form der frühen Schulung durchlaufen. Dieser widerspricht:

»Keineswegs! [...] [D]enn eben, daß ich in meiner Kindheit bei einem lieben Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Pochjungen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenschiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in diesen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und verjüngt fühle.«<sup>369</sup>

Wilhelm weiß nicht, dass Jarno bereits als Kind mit dem Bergbau in Kontakt kam und sich in diesem Zusammenhang gewissermaßen bereits für seine spätere Spezialisierung geschult hat. Doch nicht nur Schulung, sondern auch Wohlbehagen und Leidenschaft sind für die Berufung wichtig. Montan, der sich in seiner Zeit

367 Obwohl Montan immer wieder für die Spezialisierung und die Integration in die Gesellschaft Stellung bezieht, spricht sein Leben eine andere Sprache. Er spezialisiert sich auf die Bergkunde, führt jedoch das Leben eines Einsiedlers. Erst am Ende integriert er sich in die Gesellschaft mit seinem Anschluss an die Auswanderer. Besonders deutlich verweist die von Odoardo gehaltene Rede an die Auswanderer auf die Spezialisierung und die damit verbundene Modernisierung der Gesellschaft. Vgl. hierzu FA I, 10, S. 690ff.

368 »Warum denn aber,« fiel Wilhelm ihm ein, »gerade dieses Allerseltsamste, diese einsamste aller Neigungen?« – »Eben deshalb,« rief Jarno, »weil sie einsiedlerisch ist. Die Menschen wollt' ich meiden. Ihnen ist nicht zu helfen, und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft. Sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheiten anzutasten; und niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich bist.« – »Es steht doch nicht so ganz schlimm mit ihnen,« versetzte Wilhelm lächelnd. – »Ich will dir dein Glück nicht absprechen,« sagte Jarno.« (FA I, 10, S. 291).

369 FA I, 10, S. 296f.

der Re-Signation auf eben diese positive Erziehung durch den Bergbaubeamten besinnt, kann die Neugestaltung seines Lebensentwurfs daran anknüpfen, indem er den Beruf des Bergmanns erlernt und so als Teil der Gesellschaft zu deren positiver Weiterentwicklung beitragen kann.

Jarno/Montan verkörpert in beiden Meister-Romanen ein weitverbreitetes Epochenmodell von Entwicklung. Während dies in den *Lehrjahren* das linear-teleologische Entwicklungsmodell ist, in dem sich das Individuum vollständig entwickelt, steht in den *Wanderjahren* die linear-teleologische Entwicklung der Gesellschaft im Vordergrund. Durch Spezialisierung des Einzelnen wird der gesellschaftliche Fortschritt vorangetrieben.<sup>370</sup> Des Weiteren wird Jarno/Montan als aktives Subjekt beschrieben, das in der Lage ist, seine eigene Lebensgeschichte bedingt durch die neue Zeit und die damit verbundene Lebenskrise neu auszurichten. Zur Überwindung der von Re-Signation geprägten Krise wendet er sich wieder dem Bergbau zu und spezialisiert sich als Bergmann. Die Krisenzeit wird durch diese Neuausrichtung aus Montans Geschichte gestrichen, knüpft er gar »verjüngt« wieder an seine bereits in der Kindheit angelegte Entwicklungsgeschichte an. In diesem Sinne war schon Montans »erstes Selbst«<sup>371</sup>, also der Jarno der *Lehrjahre*, aufgrund seiner Kindheit von seiner späteren Spezialisierung durchdrungen, woraus schließlich das »zweite Selbst«<sup>372</sup> hervorgeht.<sup>373</sup>

Jarno/Montan verfügt zudem über verzeitlichte Vorstellungen von Entwicklung. Dies äußert sich beispielsweise, als Jarno in den *Lehrjahren* hinsichtlich der individuellen menschlichen Geschichtsverläufe einräumen muss, dass Planung die Kontingenz der Geschehnisse<sup>374</sup> nicht aufzuheben vermag. Jarno/Montan glaubt zwar fest daran, dass das menschliche Subjekt seine Geschichte maßgeblich durch

370 Vgl. zu den beiden Entwicklungsvorstellungen exemplarisch Wundt (*Goethes Wilhelm Meister*, S. 244ff.), der als Erster auf diesen Aspekt eingeht.

371 FA I, 10, S. 291.

372 FA I, 10, S. 291.

373 Die Stelle mit dem »zweiten Selbst« ist bemerkenswert, wenn man sie mit einer Aussage Wilhelms in den *Lehrjahren* vergleicht. Dort liest Wilhelm den Lehrbrief über sich selber, der als Fallgeschichte von der Turmgesellschaft seine Entwicklungsgeschichte dokumentiert. Wilhelm spricht davon, wie er »zum erstenmal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait, ein anderes Selbst« (FA I, 9, S. 884) erkennt. Insbesondere die Differenz der beiden Aussagen sticht ins Auge. Während Montans Selbst aus dem anderen resultiert, handelt es sich bei Wilhelm um einen Blick von außen auf ihn.

374 Vgl. FA I, 9, S. 944f., wo Jarno Wilhelm erklärt: »Hören Sie mich aus [...]. Es ist gegenwärtig nichts weniger als rätlich, nur an Einem Ort zu besitzen, nur Einem Platz sein Geld anzuvertrauen, und es ist wieder schwer an vielen Orten Aufsicht darüber zu führen; wir haben uns deswegen etwas anderes ausgedacht, aus unserm alten Turm soll eine Sozietät ausgehen, die sich in alle Teile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Teile der Welt eintreten kann. Wir asssekurieren uns unter einander unsere Existenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder andern von seinen Besitztümern völlig vertriebe.« Durch

Planung ausrichten kann, wofür seine eigene Geschichte geradezu prototypisch steht, gleichzeitig ist man nicht vor Kontingenz gefeit.

Doch nicht nur Jarnos Vorstellungen von Subjektgeschichte in den *Lehrjahren* und Montans Vorstellungen von Gesellschaftsgeschichte in den *Wanderjahren* sind verzeitlicht, auch Montans Vorstellungen zur Erdgeschichte entsprechen dem geologischen Wissen nach 1820. Obwohl sich Montan für den Beruf des Geognosten entscheidet und somit sein Tätigkeitsfeld auf den Bergbau und dessen wirtschaftlichen Ertrag für das Vorankommen der Gesellschaft ausrichtet,<sup>375</sup> glaubt er an eine Geschichte der Erde,<sup>376</sup> die in ihren Auslegungen durch den Menschen polyphon wird.<sup>377</sup>

Montan weiß, »[d]ort hinabwärts liegt eine neue Welt«<sup>378</sup> vor Wilhelm. Er fordert ihn deshalb auf, sich wie er auf diese veränderte Zeit auszurichten.<sup>379</sup>

### 2.3.6 Re-Signare Entwicklungsvorstellung: Wilhelm

Um sich wie Montan neu auszurichten, muss Wilhelm zunächst seine Vorstellungen von Entwicklung und Ausbildung re-signieren. Welche Vorstellungen er nach wie vor hat, zeigt sich im bereits zitierten Gespräch zwischen Montan und Wilhelm. Wilhelm pocht zunächst auf die Entwicklungsvorstellung einer möglichst ganzheitlichen Ausbildung des Individuums, die er sich für seinen Sohn Felix wünscht.<sup>380</sup> In Bezug auf seine eigene Geschichte wird Folgendes in indirekter Rede wiedergegeben:

Unter solchem Gespräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Busen, das halb wie eine Briefftasche, halb wie ein Besteck aussah,

---

gegenseitige Absicherung versucht man, einander vor historischer Kontingenz zu schützen. Vgl. zur verzeitlichten Vorstellung in den *Wanderjahren* FA I, 10, S. 564.

- 375 Der fiktive Montan weist vielerlei Ähnlichkeiten mit dem realen Freiburger Bergrat Werner auf. Wie der Name Montan bereits aussagt, handelt es sich um einen Bergmann, also jemanden, der im deutschsprachigen Raum zur damaligen Zeit ganz im Sinne der geognostischen Tätigkeit die Bergkunde insbesondere für einen wirtschaftlichen Nutzen betreibt. Mit der in den *Wanderjahren* verhandelten wirtschaftlichen Funktion der Bergbaukunde befasst sich auch Werner in seiner Schrift *Von den äußerlichen Kennzeichen der Foßilien* (S. 13), wenn er einleitend Folgendes schreibt: »Eine jede Wissenschaft hat ihren Werth; nur darinnen sind sie unterschieden, daß bey einer der Nutzen ausgebreiteter und von mehrer Beziehung auf das gemeine Leben ist, als bey der anderen. [...] Eine der gemeinnützlichsten und für die bürgerliche Gesellschaft fast unentbehrlichen Wissenschaften, ist die Naturgeschichte der Foßilien [die heutige Mineralogie].«

376 Vgl. FA I, 10, S. 289.

377 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 291f. und S. 536.

378 Vgl. FA I, 10, S. 291.

379 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 298f.

380 FA I, 10, S. 297.

und von Montan als ein altbekanntes angesprochen wurde. Unser Freund leugnete nicht, daß er es als eine Art Fetsch bei sich trage, in dem Aberglauben, sein Schicksal hange gewissermaßen von dessen Besitz ab.

Was es aber gewesen, dürfen wir an dieser Stelle dem Leser noch nicht vertrauen [...].<sup>381</sup>

Die zitierte Stelle mit ihrem Aussagegehalt genauer ins Auge zu fassen, lohnt sich vor allem deshalb, weil sich verschiedene Besonderheiten der *Wanderjahre* darin manifestieren. Durch den Einschub im ersten Satz des Zitats wird zum ersten Mal im Roman die Erzählinstanz des Herausgebers in der Ich-Form erkenntlich. Der Herausgeber der *Wanderjahre* schaltet sich zu Beginn nur selten ein, gegen Ende immer mehr. So wird erst spät im Roman klar, dass es sich bei der Erzählung um bereits Geschriebenes handelt, das vom Herausgeber aus einem Archiv bezogen wird.<sup>382</sup> Die geschilderte Geschichte Wilhelms, so der heutige Forschungskonsens, basiert auf einem von ihm ursprünglich in der Ich-Form geführten Tagebuch, das er auf seinen Reisen führte. Das Tagebuch befindet sich mittlerweile in einem Archiv und der Herausgeber vermittelt die Geschichte Wilhelms seinerseits als Ich-Erzähler zumeist in der Er-Form.<sup>383</sup> Alle diese erzählerischen Besonderheiten manifestieren sich in der zitierten Passage. Weiter führt der Herausgeber aus, er dürfe an dieser Stelle nicht verraten, um welchen Gegenstand es sich handle. Montan erkennt diesen als altbekannten, womit auf die *Lehrjahre* verwiesen wird. Wer also Wilhelms Vorgeschichte kennt, erkennt auch den Gegenstand als chirurgisches Besteck. Dieses scheint wegweisend für Wilhelms berufliche Ausbildung zu sein, was anhand des Vergleichs mit einer Brieftasche und einem Besteck zweifach angedeutet wird. Die Brieftasche verweist auf eine finanzielle Komponente, das Besteck auf eine handwerkliche. Vereint man beides in einem, erkennt man, dass Wilhelm durch das Erlernen eines Berufs/eines Handwerks wie das des Wundarztes in der Lage wäre, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Interessant ist zudem, dass Wilhelm gar meint, sein Schicksal hänge von diesem Gegenstand ab. Der Verweis auf eine vom Schicksal vorbestimmte Geschichte Wilhelms ist bemerkenswert, handelt es sich dabei doch um eine wenig dynamische Vorstellung einer Lebensgeschichte.<sup>384</sup> Sie wird als Aberglaube und das Besteck als Fetsch bezeichnet. Obwohl sich Wilhelm dieser mythologischen und offenbar in Schieflage geratenen Vorstellung von Geschichtsverlauf bewusst ist, leugnet er sie nicht. Vom Herausgeber wird diese Vorstellung von Geschichte keineswegs goutiert. Doch nicht nur Montan und die Leserschaft der *Lehrjahre*, sondern auch der Herausgeber wissen, worum es sich bei

381 FA I, 10, S. 299.

382 Vgl. Bahr, *Goethe-Handbuch*, S. 207.

383 Vgl. Neuhaus, *Die Archivfiktion*, S. 18.

384 Vgl. zur offenen Verlaufsform und zur um 1800 einsetzenden Verzeitlichung: Koselleck, *Wie neu ist die Neuzeit?*, S. 227.

dem Gegenstand handelt. Die Gruppe aller Eingeweihten wird durch die Wir-Form am Schluss der Zitatpassage veranschaulicht. Wilhelm bekennt, dass er längst ein Handwerk ins Auge gefasst habe. Um welches es sich dabei handelt, wird vom Herausgeber aber ebenfalls verschleiert.<sup>385</sup>

Es stellt sich also die Frage, warum der Herausgeber einen solchen erzählerischen Trick anwendet, um die Leserschaft – zumindest die neue der *Wanderjahre* – über Wilhelms zukünftigen Beruf im Ungewissen zu halten. Klarheit darüber ergibt sich, als an viel späterer Stelle im Roman das Gespräch zwischen Montan und Wilhelm zu dessen Berufswahl nochmals anders aufgerollt wird. Wilhelm berichtet in einem Brief an Natalie in der Ich-Form von seiner Berufswahl:

Um nun aber einigermaßen in die Richtung zu kommen, will ich mich [...] eines Gesprächs gedenken, das ich mit unserem geprüften Freunde, Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, [...] zu führen veranlaßt ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnisvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du [Natalie] erinnerst dich gewiß jenes Bestecks, das euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hülfreich nähertest? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngeren wiederfand. Dieser legte keinen besondern Wert darauf; die Instrumente sämtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu tröstlicher Erinnerung: Es war Zeuge des Augenblicks wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte.

Zufällig sah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alsobald erkannte, und auf meine Erklärung erwiderte: »Ich habe nichts dagegen, daß man sich einen solchen Fetisch aufstellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgültigen Umstands, es hebt uns empor als etwas das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermutigt unsere Hoffnungen; aber schöner wäre es, wenn du dich durch jene Werkzeuge hättest anreizen lassen, auch ihren Gebrauch zu verstehen und dasjenige zu leisten was sie [die Mitglieder der Turmgesellschaft] stumm von dir fordern.«<sup>386</sup>

Untersucht man die zitierte Passage auf die verhandelte Vorstellung zu Wilhelms Entwicklungsgeschichte, zeigt sich, dass Wilhelm das für ihn so wegweisende chirurgische Besteck als etwas beurteilt, das unerwartet auftritt und dadurch bedeutende Folgen für seine weitere Lebensgeschichte hat. Auf diese Weise wird das

385 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 299.

386 FA I, 10, S. 553f.

Besteck auch zum Zeitzeugen bzw. zur historischen Quelle für einen historisch bedeutenden Moment. Wilhelm beschreibt seine Lebensgeschichte als geheimnisvoll und unberechenbar und auch Montan verweist auf etwas »Unbegreifliches«. Diese Darstellung ist deshalb so bemerkenswert, weil im hier zitierten Brief nochmals auf das erste Gespräch zwischen Montan und Wilhelm Bezug genommen wird. Dort bezeichnet Wilhelm – wenn man dem Herausgeber Glauben schenkt – seine Lebensgeschichte noch als schicksalhaft. Seine Vorstellung hat sich demnach von einer durch das Schicksal determinierten Geschichte zu einer mit einem offenen Verlauf verändert. Die Verwendung des Begriffs »Zufall« in den *Wanderjahren* ist bestimmt nicht zufällig, insbesondere wenn man die beiden Meister-Romane auf die Verwendung der Begriffe »Schicksal« und »Zufall« hin untersucht. Während Wilhelm in den *Lehrjahren* vorwiegend den Begriff »Schicksal«<sup>387</sup> verwendet, wird dieser in den *Wanderjahren* durch »Zufall« ersetzt.<sup>388</sup>

Betrachtet man die Aussagen Wilhelms zur Wahrnehmung seiner eigenen Entwicklungsgeschichte rein chronologisch, ist die bisher gemachte Feststellung, Wilhelm habe seine Vorstellung gemäß der Vorgabe Montans aufgegeben, unproblematisch. Berücksichtigt man aber, dass der Herausgeber zu Beginn und später auf der Grundlage derselben Quelle ein und dasselbe Gespräch wiedergibt, wird das Ganze um einiges komplizierter. Erstens kann ein und dieselbe Quelle nicht für zwei zeitlich unterschiedliche Stationen innerhalb Wilhelms Entwicklungsgeschichte verwendet werden, um die zukünftige Veränderung seiner Entwicklungsvorstellung, wie sie von Montan und auch vom Herausgeber behauptet wird, erkenntlich zu machen. Zweitens stellt sich die Frage, welcher Quellenversion mit welchem Aussagegehalt mehr Glauben zu schenken ist. Die Antwort darauf muss

---

387 Vgl. FA I, 9, S. 989. Dies wiederum missfällt die Turmgesellschaft und somit auch Jarno als Repräsentant derselben, gilt das menschliche Subjekt doch als aktiv und somit fähig, sein eigenes Leben in die Hand zu nehmen (vgl. FA I, 9, S. 944f.). Dass Wilhelms Wahrnehmung einer schicksalhaften Geschichte aber nicht abwegig, sondern gar zutreffend war, ermittelt Pethes (*Zöglinge*, S. 311) für die *Lehrjahre*. Pethes zeigt, dass die von Wilhelm als schicksalhaft empfundenen Begegnungen durchaus von einer »höheren Macht«, der Turmgesellschaft, für Wilhelm vorbestimmt waren. Bei Wilhelm handle es sich um eine Art wissenschaftliches Versuchskaninchen der Turmgesellschaft. Diese agiert als höhere Macht und inszeniert scheinbar schicksalhafte Begegnungen für Wilhelm, um sein Verhalten zu beobachten, zu protokollieren und das Schriftstück dann in einem Archiv zu konservieren. All dies bestätigt die Vorstellung einer wenig dynamischen Geschichte, wodurch die innovative Textsorte Entwicklungsroman gar in den epochemachenden und prägenden *Lehrjahren* mit einer älteren Gattung, dem Drama, eine Verbindung eingeht.

388 FA I, 10, S. 554. Auch wenn der Begriff »Zufall« ausgesprochen heterogen verwendet wird, so wird er doch von Anfang an in Konkurrenz zu »Schicksal« und später dann zu »Naturgesetzlichkeit« diskutiert. Zufall meint dabei, dass es für Ereignisse keine (erkennbare) Ursache gibt. Vgl. hierzu Kranz, »Zufall«, Sp. 1407.



lauten: der zweiten. Im in den *Wanderjahren* später dargelegten Brief, den Wilhelm an Natalie schreibt, um über seine berufliche Entscheidung zu berichten, handelt es sich nämlich um ein Zitat. Bei der ersten Stelle wird dieser Brief vom Herausgeber als Paraphrase wiedergegeben. Erzählerisch lässt sich diese Feststellung auch durch den Wechsel der Redewiedergabe untermauern. Während bei der ersten Darlegung der Gesprächssequenz der Herausgeber der Ich-Erzähler ist, ist es in der zweiten Sequenz Wilhelm. Zudem ist die Paraphrase wiederum nicht vollständig, wird doch das Gespräch vom Herausgeber abrupt unterbrochen und ein Geheimnis um den Gegenstand, den Wilhelm aus seiner Brusttasche zieht, gemacht. Weiter werden Wilhelm andere Begriffe in den Mund gelegt als in seinem Brief, wenn er von seiner Entwicklungswahrnehmung berichtet. Und nicht zuletzt verwendet an der ersten Stelle Wilhelm selbst den Ausdruck »Fetisch« für das Besteck, in der zweiten jedoch Montan. Es handelt sich also um einen erzählerischen Trick des Herausgebers. Eine Quelle wird durch inhaltliche Verfälschung und Auslassungen dazu verwendet, eine passende Geschichte zu schreiben.<sup>389</sup>

In Hinblick auf die in den *Wanderjahren* vielfältig ausgestaltete Frage nach der Glaubwürdigkeit von Geschichten, die auf der Grundlage von historischen Quellen rekonstruiert werden/wurden, ist diese Feststellung bemerkenswert. Hier ist aber wichtig, dass Wilhelm seine Vorstellung von Entwicklung seit den *Lehrjahren* re-signiert hat; wann genau er dies in den *Wanderjahren* getan hat, ist vernachlässigbar.

Auch die zweite Vorstellung einer umfassenden Bildung für Felix scheint Wilhelm im Verlauf der *Wanderjahre* re-signiert zu haben. Dies äußert sich darin, dass er seinen Sohn in einem Erziehungsheim gelassen hat. Dort wird das neue Credo vertreten, das Eine, das in jedem Kind angelegt ist, auszubilden, damit die einzelnen Kinderstimmen im Chor zusammen singen können. Hierbei werden zur Verdeutlichung des neuen Ganzen durch Spezialisierung des Einzelnen dieselben Metaphern zur Versinnbildlichung aufgerufen wie durch Montan.<sup>390</sup>

Wie Montan ist Wilhelm in den *Wanderjahren* bereit, aufgrund der veränderten Zeit sein umfassendes Bildungskonzept aus den *Lehrjahren* zugunsten eines Spezialisierungsmodells im Dienste des gesellschaftlichen Fortschritts zu re-signieren.<sup>391</sup> Gleichzeitig hat er aber eine andere Vorstellung zu seiner Entwicklungsgeschichte entwickelt als Jarno/Montan. Während Jarno/Montan davon überzeugt ist, dass das Subjekt seine eigene Geschichte aktiv gestalten kann, sieht sich Wilhelm vielmehr

389 Sowohl Schöblier (*Wilhelm Meister*, S. 309f.) als auch Bez (»*Wilhelm Meisters Wanderjahre*«, S. 205f.) verweisen auf die zweimalige Verwendung derselben Quelle, um die Lauterkeit des Herausgebers infrage zu stellen.

390 Vgl. hierzu FA I, 10, S. 418 und 291.

391 Wilhelm ist bereits bei der ersten Gesprächsstelle bereit, ein Handwerk zu ergreifen. Zu diesem Zweck muss aber das Wandergebot der Turmgesellschaft aufgehoben werden (vgl. FA I, 10, S. 299).

als passives Subjekt. Die beiden Figuren führen in den *Wanderjahren* ein ähnliches Gespräch wie zuvor in den *Lehrjahren*, wenn auch unter veränderten Vorzeichen.<sup>392</sup> Der Wilhelm der *Wanderjahre* hat eine Vorstellung des Verlaufs seiner Lebensgeschichte entwickelt, in der seine Geschichte durch die modernere Vorstellung von Entwicklung nicht nur durch sein eigenes Zutun, sondern auch durch den Zufall bestimmt wird. Der Verlauf ist somit offen und unberechenbar.

Auch wenn Montan durchaus akzeptiert, dass das chirurgische Besteck zufällig in Wilhelms Leben auftritt, fordert er ihn im Namen der Turmgesellschaft auf, sein Leben selber aktiv zu gestalten. Wilhelm soll sich das chirurgische Werkzeug zu eigen machen, den Beruf des Wundarztes erlernen und so als nützlicher Teil der Gesellschaft am gesellschaftlichen Fortschritt partizipieren.

Um zu überprüfen, ob Wilhelms Entwicklungsgeschichte tatsächlich im Sinne der Turmgesellschaft und Montans re-signiert werden kann oder ob die offene Verlaufsform Bestand hat, wird diese im folgenden Abschnitt nochmals rekapituliert.

### 2.3.7 Re-Signare Entwicklungsgeschichte: Wilhelm

Nimmt man Montan als Leitlinie dafür, wie Wilhelm diese Entwicklungsgeschichte re-signieren kann, finden sich in den *Wanderjahren* zwei Anhaltspunkte dafür: Erstens soll in der Vor-Geschichte Wilhelms nach Berührungspunkten mit seinem späteren Beruf gesucht werden. Zweitens wird das chirurgische Besteck als historischer Zeitzeuge für wichtige Ereignisse in Wilhelms Geschichte ausgewiesen.

Wie Montan kommt auch Wilhelm mit seinem späteren Beruf bereits als Kind in Kontakt. Dies berichtet er Natalie in einem Brief. Während eines Sommerurlaubs, bei dem sich Wilhelm mit einem Fischerknaben anfreundet, erlebt er mit, wie dieser und weitere Jungen beim Krabbenfang ertrinken. Nachdem die Knaben an Land gebracht worden sind, stiehlt sich Wilhelm zu den Leichen und wirft sich über den einen Jungen, den er ins Herz geschlossen hat. Er reibt seine warmen Tränen in den kalten Körper und versucht, seinen Atem in den Leichnam zu pusten, um diesen wiederzubeleben. Wilhelm vollzieht also eine Art Reanimationsversuch. Später kursiert die Meinung, die Knaben hätten durch einen Aderlass, wie ihn ein Wundarzt durchführt, gerettet werden können. Wilhelm, der diese Gespräche mit hört, nimmt sich vor, sich die zur Wiederbelebung benötigten Fähigkeiten wie den Aderlass anzueignen.<sup>393</sup>

Es ist also nicht von der Hand zu weisen, dass Wilhelms Vor-Geschichte wie bei Montan bereits auf seine spätere Spezialisierung verweist. Trotzdem lässt sich

392 Vgl. zum Gespräch in den *Lehrjahren* FA I, 9, S. 933f. Wilhelm fühlt sich von der Turmgesellschaft gelenkt, Jarno hingegen fordert ihn zu mehr Aktivität auf. Die Turmgesellschaft könne lediglich begleiten.

393 Vgl. FA I, 10, S. 547–552.

ein deutlicher Unterschied ausmachen: Montans Erinnerung ist positiv, diejenige von Wilhelm traumatisch. Seine Neuausrichtung erfolgt aufgrund eines einschneidenden Erlebnisses. Dies zeigt sich auch in der Art, wie die beiden ihre Geschichte wiedergeben. Die von Montan ist zusammenhängend, die eine Geschichte geht ohne Brüche in die andere über, sodass die eine aus der anderen wie ein zweites, neues Ich hervorgeht.<sup>394</sup> Wilhelm hingegen hat Mühe, seine Geschichte stringent zu erzählen, weshalb der Brief mit Fragmenten durchsetzt ist.<sup>395</sup> Zudem handelt es sich bei der in den *Wanderjahren* geschilderten beruflichen Vor-Geschichte Montans um die einzige Erzählung, die den Bergbau in seiner Vergangenheit thematisiert. In Wilhelms Vor-Geschichte, den *Lehrjahren* hingegen, findet sich eine weitere Sequenz, in der ein Wundarzt vorkommt. Der Überfall auf die Theatergruppe wird als in Wilhelms Geschichte historisch-einschneidender und wegweisender Moment ausgewiesen.

Obwohl Wilhelm in den *Wanderjahren* den Überfall auf die Theatergruppe retrospektiv positiv umwertet – begegnet ihm doch damals die schöne Amazone Natalie zum ersten Mal – handelt es sich in Wirklichkeit um einen gewaltsamen Überfall. Glück und Unglück hängen in dieser Szene eng zusammen.<sup>396</sup> Der Überfall durch Räuber, bei dem Wilhelm den Tod hätte finden können, lässt sich erneut als traumatisches und einschneidendes Lebensereignis werten. Es hinterlässt seine Spuren und lenkt die Geschichte danach in eine andere Richtung. Während Wilhelm vorher gewillt war, Theater zu spielen, beschließt er in der Folge des Überfalls, sich dem bürgerlichen Leben zuzuwenden.<sup>397</sup>

Gegen Ende der *Wanderjahre* nimmt Wilhelm die Ausbildung zum Wundarzt in Angriff und befolgt damit die Anweisung Montans, sich zu spezialisieren. Fast am Schluss der *Wanderjahre* kommt es zur letzten Sequenz, in der das chirurgische Besteck in den Händen eines Wundarztes zum Einsatz kommt. Wilhelm trifft unerwartet auf Felix, der inzwischen zum jungen Mann herangewachsen ist und ihm auf einem Pferd entgegengeritten kommt. Das Pferd scheut, wirft Felix ab, und dieser stürzt in den Fluss. Bei dem Unfall kommt er beinahe zu Tode. Wilhelms Befähigung ermöglicht es ihm, Felix mittels Aderlass das Leben zu retten.<sup>398</sup> Erneut ereignet sich ein plötzliches und unerwartetes Unglück, das die Geschichte in eine andere Richtung lenkt. Wilhelm und Felix werden wieder vereint. Die Erzählung bricht jedoch an dieser Stelle ab. Womöglich wandern Vater und Sohn gemeinsam

394 Vgl. FA I, 10, S. 296f.

395 Vgl. FA I, 10, S. 547-552.

396 Vgl. zum Überfall in den *Lehrjahren* FA I, 9, S. 589ff. und zur Schilderung desselben in den *Wanderjahren* FA I, 10, S. 554.

397 Nachdem Wilhelm genesen ist, heißt es: »Mit lebhaften Schritten nahete er sich der Besserung. [...] Er wollte nicht etwa planlos ein schlenderndes Leben fortsetzen, sondern zweckmäßige Schritte sollten künftig seine Bahn bezeichnen.« (FA I, 9, S. 601)

398 Vgl. FA I, 10, S. 744f.

mit dem Auswandererbund nach Amerika aus. Ob sich Wilhelm aber tatsächlich als Arzt als nützlicher Teil in die Gesellschaft integriert und ob er in Amerika Natalie heiratet, bleibt offen.

Die Forschung geht darin einig, dass das chirurgische Besteck geradezu exemplarisch die gesamte Bildungsgeschichte Wilhelm Meisters abbildet. In den *Lehrjahren* steht es dieser Lesart zufolge symbolisch für die Liebe und die Überwindung der Krise des Entwicklungssubjekts Wilhelm, der dadurch seinen Platz in der Gesellschaft und vor allem an der Seite von Natalie findet. In den *Wanderjahren* verkörpert es die Integration Wilhelms in die Gesellschaft durch seine Ausbildung als Wundarzt.<sup>399</sup> Obwohl diese linear-teleologische Lesart mit einem positiven Ende, in den *Lehrjahren* auf das Individuum und in den *Wanderjahren* auf die Gesellschaft ausgerichtet, in vielerlei Hinsicht einleuchtet, ist sie in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte des Subjekts Wilhelm zu kurz gegriffen und zu harmonisch. Re-signiert man die Entwicklungsgeschichte Wilhelms, zeigt sich, dass seiner Geschichte ein weiteres Verlaufsmodell zugrunde liegt: gewaltsame Umbrüche, die die Entwicklungsgeschichte plötzlich und unerwartet unterbrechen und in eine andere Richtung lenken. Es wird eine Geschichte beschrieben, die nicht berechenbar ist und einen unsicheren Anfang und ein offenes Ende hat. Dass es sich hierbei nicht mehr um schicksalhafte, sondern historische Momente handelt, wird durch die verwendeten Begriffe und die Darlegung der Ereignisse ersichtlich: Zufall, Unfall, Glück und Unglück gelten geradezu prototypisch für eine offene Verlaufsform von Geschichte und eine verzeitlichte Vorstellung davon.<sup>400</sup>

In den *Wanderjahren* liegt also eine verzeitlichte Vorstellung eines kontingenten Verlaufs von Entwicklungsgeschichte vor, wie am Beispiel von Wilhelm erläutert wurde. Wie bereits gezeigt, schlägt sich Goethes Interesse für die Ausdifferenzierung der Geologie und für die Schriften Cuviers in den *Wanderjahren* maßgeblich nieder; die Geologie durchzieht den Roman regelrecht.<sup>401</sup> Vergleicht man ausgehend von diesen Grundlagen Wilhelms Entwicklungsgeschichte in den *Wanderjahren* mit den im wissenschaftshistorischen Teil dargelegten erdgeschichtlichen Konzepten, sind die Ähnlichkeiten zu Cuviers Modell nicht von der Hand zu weisen. Sowohl in der Subjektdarstellung Wilhelms als auch in der erdgeschichtlichen Vorstellung Cuviers wird eine Entwicklungsgeschichte durch gewaltsame/plötzlich eintretende Umwälzungen – bei Wilhelm durch Unfälle und Überfälle, bei Cuvier

399 Vgl. zum Ausbildungsweg Wilhelms zum Chirurgen: Saße, *Auswandern in die Moderne*, S. 113ff.; Böhme, *Fetisch und Idol*, S. 178-201 oder Dewitz/Neumann, *Kommentar*, S. 918.

400 Der erzählte Zufall dient dazu, Kontingenz erzählbar zu machen, zum Beispiel durch Glücksfälle, Unfälle und Schicksalsschläge (vgl. hierzu Michel, *Ordnungen der Kontingenz*, S. 30).

401 Dass Goethe mit Cuviers Forschung bestens vertraut war, wurde ebenfalls in Kapitel 2.1 herausgestellt.

durch Naturkatastrophen – unterbrochen.<sup>402</sup> Selbstverständlich handelt es sich nicht um dasselbe, aber sowohl für Wilhelms Entwicklungsgeschichte als auch für diejenige der Erde werden neue Rahmenbedingungen geschaffen. Die Geschichte verläuft danach anders als erwartet, ist nicht berechenbar und das Ende bleibt offen. Bezeichnenderweise finden sich in den *Wanderjahren* fast dieselben Formulierungen zur Geschichtsvorstellung wie in Nöggeraths *Ansichten von der Urwelt*, also der Übersetzung von Cuviers *Recherches*, mit der Goethe bestens vertraut war: »unberechenbare Geschichte«<sup>403</sup> und, am Ende: »Ist fortzusetzen«<sup>404</sup>. Während in den *Ansichten* aber die Offenheit des wissenschaftlichen Verlaufs durch die klassifizierende Forschung und deren zukünftige potenzielle Entdeckungen gewissermaßen wieder eingeschränkt wird,<sup>405</sup> bleibt in den *Wanderjahren* das Ende radikal offen. Bezeichnenderweise findet sich »Ist fortzusetzen« am Schluss eines Gedichts über ein Beinhaus. Das Gedicht ist wohl die geschlossenste literarische Form. Im vorliegenden Fall wird es anhand des Zusatzes aber gerade geöffnet.<sup>406</sup> Darüber hinaus liegen in einem Beinhaus Knochen durcheinander, was wiederum an Cuviers Studium der fossilen Knochen erinnert.

Selbstverständlich kann man an dieser Stelle den Einwand geltend machen, dass auch historische Verlaufsmodelle aus der Individual- und Kulturgeschichte als Vorlage für Wilhelms Entwicklungsgeschichte gedient haben könnten. Vergleicht man aber das eruierte Entwicklungskonzept lediglich mit Vorstellungen aus der Kultur- und Individualgeschichte, so bleiben wichtige Forschungsfragen größtenteils bestehen, z.B. wozu die Aufhebung einer fortlaufenden Erzählung dient, worauf die mangelnde Integration über einen zentralen Helden zurückzuführen ist und weshalb die Rahmenhandlung immer wieder durch verschiedenste Textsorten unterbrochen wird. Diese Forschungsfragen erübrigen sich, wenn man zusätzlich zur menschlichen Individual- und Gesellschaftsgeschichte das erdgeschichtliche Konzept Cuviers für die Analyse der *Wanderjahre* beachtet.

402 Vgl. zu Wilhelms Entwicklungsgeschichte: FA I, 9, S. 586 und FA I, 10, S. 744 und zum erdgeschichtlichen Verlauf Cuviers: Cuvier, *Ansichten*, S. 15.

403 Vgl. zum einen Cuvier, *Ansichten*, S. 20 und zum anderen FA I, 10, S. 553.

404 FA I, 10, S. 774. Weil es sich bei einem *Discours préliminaire* um einen einleitenden Aufsatz in populärwissenschaftlicher Form handelt, auf den weitere wissenschaftliche Abhandlungen folgen, ist die Textsorte in einer offenen, durchaus unabgeschlossenen Form gehalten (vgl. hierzu Schnyder, *Grund-Fragen*, S. 250). Bezeichnenderweise findet sich im Anhang von Nöggeraths Übersetzung von Cuviers *Die Umwälzungen der Erdrinde* ein Verweis auf ein Zitat von Geoffroy de Saint-Hilaire: »Es ist dennoch wie Geoffroy de St. Hilaire sagt: ›les choses ne sont pas pleinement encore éclaircies‹ und das Feld der weiteren Untersuchungen ist von Neuem geöffnet« (Nöggerath, *Die Umwälzungen der Erdrinde*, S. 374). Wie das Zitat verdeutlicht, sind die Entwicklungsgeschichten und deren Untersuchung auf ein Neues geöffnet bzw. fortzusetzen.

405 Vgl. Cuvier, *Ansichten*, S. 206.

406 Vgl. FA I, 10, S. 774.

### 2.3.8 Die *Wanderjahre* und Cuviers Ansichten von der Urwelt: (erdgeschichtliches) Reisejournal und (erdgeschichtlicher) Entwicklungsroman

Zur Frage, um welche Art von Roman es sich bei den *Wanderjahren* handelt, geben diese selber Auskunft. Die im Bezirk des Oheims als Expertin für französische Literatur ausgewiesene Hersilie<sup>407</sup> äußert eine poetische Reflexion über zeitgenössische Romane und deren Inhalt:

Es ist mir gewissermaßen lieb, daß unser neuer Gast [Wilhelm], wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird: denn es müsste ihm verdrießlich sein unser Personal kennen zu lernen, es ist das ewig in Romanen und Schauspielen wiederholte: ein wunderlicher Oheim, eine sanfte und eine muntere Nichte, eine kluge Tante, Hausgenossen nach bekannter Art; und käme nun gar der Vetter wieder, so lernte er einen phantastischen Reisenden kennen der vielleicht einen noch sonderbareren Gesellen mitbrächte, und so wäre das leidige Stück erfunden und in Wirklichkeit gesetzt.<sup>408</sup>

Wäre Wilhelm nicht durch das Wandergebot gezwungen, den Bezirk des Oheims nach drei Tagen wieder zu verlassen, würde er, so Hersilie, bleiben und vor Ort alle Personen mit ihren Eigenschaften besser kennenlernen. Ein Roman, der vorwiegend auf Wilhelms Beobachtungen und Erlebnissen im Bezirk des Oheims basieren würde, entspräche einer immer wieder in Romanen und Theaterstücken wiederholten und somit altbekannten Geschichte. Der Roman, der die Geschichte von Wilhelms durch das Wandergebot diktiert Reise erzählt, beinhaltet demnach eine neuartige Geschichte. Wie die Grundlage für einen Roman zu seiner Reise aussieht, reflektiert Wilhelm selber:

Wieviel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille zirkuliert, davon kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe soviel Zeit zu, seinen Verwandten und Freunden dasjenige mitzuteilen, womit man sich beschäftigt, als man Zeit sich zu beschäftigen selbst hatte.<sup>409</sup>

407 Vgl. FA I, 10, S. 309.

408 FA I, 10, S. 328. Die Beschreibung des »in Wirklichkeit gesetzten Personals«, also des Familien- und Hausstands des Oheims, erfolgt bei Wilhelms Eintreffen im Bezirk (vgl. FA I, 10, S. 308f.).

409 FA I, 10, S. 339.

In den jeweiligen Bezirken wird Wilhelm von seinen Gastgebern mit unterschiedlichen Schriftstücken konfrontiert.<sup>410</sup> Wilhelm verbringt seine Zeit also vorwiegend damit, sich mit den Inhalten von Briefen, Aufsätzen, Anekdoten, Geschichten und Beschreibungen zu befassen und davon seinen Lieben (insbesondere Natalie) in Briefen zu berichten. Sich anderweitig zu betätigen, bleibt nicht viel Zeit. Wilhelm begrüßt dies jedoch, ermöglichen es ihm die verschiedenen Schriftstücke doch, »die Verhältnisse« seiner Gastgeber »geschwind und nach allen Seiten kennenzulernen«<sup>411</sup>. Hier offenbart sich eine Verbindung zur Aussage Hersilies: Wilhelm soll das »Personal«, wenn auch in neuartiger Art und Weise, »kennen« lernen. Die Romangrundlage ist das von Wilhelm während seiner Reise geführte Reisejournal, in dem er alle verschiedenen Geschichten einarbeitet. Wilhelms Tagebuch beinhaltet also die Darlegung seiner Reise zu den verschiedenen Reisedestinationen, aber auch die verschiedensten Textsorten, die er erhält, liest und wiederum in Briefen vermittelt.<sup>412</sup> Das Ganze ist Wilhelms Geschichte, was im vorherigen Zitat ebenfalls sprachlich gekennzeichnet ist. Es fehlen viele Kommas, sodass die einzelnen Erzählelemente, die genannt werden, nicht voneinander abgetrennt werden, sondern ineinander übergehen.<sup>413</sup> Dass es sich dabei um ein poetologisches Muster handeln könnte, zeigt sich auch an anderer Stelle, wenn zu Makaries Entwicklungsgeschichte geschrieben wird: »Zu diesem Punkte aber gelangt können wir der Versuchung nicht widerstehen ein Blatt aus unsern Archiven mitzuteilen welches Makarien betrifft und die besondere Eigenschaft die ihrem Geiste erteilt ward.«<sup>414</sup> Auch hier fehlen die Kommas, so dass ein fließender Übergang im Sinne einer ineinander übergehenden Entwicklung erkenntlich wird. Die Forschungsfrage, ob die Rahmenhandlung und die anderen Erzählformen voneinander losgelöst verhandelt werden, muss auch hier zurückgewiesen werden.

Wilhelms Geschichte beginnt im Hochgebirge, von wo er hinunter in die von Menschen bewohnten Gebiete wandert, um dann drei Tage im Bezirk des Oheims zu verweilen. Allein während des Aufenthalts im Bezirk des Oheims wird die Schilderung von Wilhelms Geschichte zugunsten von zwei Novellen, nämlich *Die pilgernde Törin* und *Wer ist hier der Verräter*, aufgeschoben. Darüber hinaus wird die Geschichte des Oheims erzählt, die Nichte Hersilie berichtet von Tante Makarie und

410 Vgl. Bez, »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 154.

411 FA I, 10, S. 339.

412 Es handelt sich also um eine »authentische« Quelle. Die Herausgeberfigur und die daran gekoppelten Vermittlungsprobleme können zur Ableitung eines Erzählmusters also – zumindest an dieser Stelle – vernachlässigt werden.

413 Dass die verschiedenen Textelemente als zusammengehöriges Ganzes verstanden werden müssen, merkt auch der Herausgeber an. Er bezeichnet den Text in seiner Gesamtheit als »Roman« (FA I, 10, S. 381).

414 FA I, 10, S. 733. Eine weitere Belegstelle findet sich, wenn Wilhelm von seinem Dasein als Schauspieler als wichtige Entwicklungsetappe berichtet. Vgl. hierzu FA I, 10, S. 600.



übergibt Wilhelm Briefe des Veters Lenardo, die Wilhelm sogleich liest. In dieser Manier geht es weiter. Verschiedene neue Figuren, wie hier Makarie und Lenardo, werden eingeführt. Wilhelm begegnet den beiden auf seiner Reise schließlich persönlich, wobei während dieser Begegnungen weitere Erzähleinlagen und Unterbrüche erfolgen. Die Berichterstattung zu Wilhelm selber wird fortan durch Einschübe von Novellen, Märchen, Gedichten, Liedern, Briefen, einem historischen Bericht, einem Schwank und Aphorismen über den gesamten Roman hinweg wiederholt unterbrochen. Damit steht nicht die Entwicklungsgeschichte eines Protagonisten im Zentrum, sondern seine Entwicklungsgeschichte verbindet unterschiedliche Textsorten zu einer neuartigen Geschichte. Weiter handelt es sich um eine Geschichte, in der Wilhelm als Subjekt in den Hintergrund tritt.

Sucht man nach einer zunächst linear-teleologisch angelegten Entwicklungsgeschichte, die in der Folge durch andere Gattungen immer wieder abgelöst wird und in der das menschliche Subjekt in den Hintergrund tritt und die neuartig<sup>415</sup> ist, findet sich ein vergleichbares, wenn auch in vielen Punkten nicht gleiches Modell in Cuviers *Ansichten von der Urwelt*.<sup>416</sup> Die Forscherfigur schildert den eigenen Forschungsweg als metaphorischen Reisebericht. Weil sich die einzelnen Fachdisziplinen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erst ausdifferenzieren, ist es nicht verwunderlich, dass die Forscherfigur Feststellungen zur Geologie, Paläontologie und vergleichenden Anatomie in einem notiert.<sup>417</sup> In der Manier der vergleichenden Anatomie trägt sie zerstreute Gerippe zusammen und erkennt durch den Vergleich mit lebenden Tieren, dass es sich dabei teilweise um ausgestorbene Arten handelt. Diese Beobachtung macht die Forscherfigur auch in Bezug auf die in verschiedenen Erdschichten konservierten Fossilien, was dem Bereich der heutigen Paläontologie zuzuordnen wäre. Als Ursache – und hier wird sie zum Geologen – für das Aussterben verschiedener Tierarten nimmt die Forscherfigur an, dass in der Geschichte der Erde plötzliche Katastrophen aufgetreten sind. Diese Umwälzungen der Erdoberfläche bedingten nicht nur das Aussterben von Lebewesen, sondern erklären auch die in ihrem Aussehen und ihrer Beschaffenheit voneinander abweichenden Erdschichten.<sup>418</sup> Auf seiner Forschungsreise dokumentiert der »Alterthumsforscher«<sup>419</sup> in den Archiven der Erdschichten eine völlig neue Art von Geschichte und deren Verlauf. Eine linear-teleologische Entwicklungsgeschichte wird

415 Vgl. hierzu Cuvier, *Ansichten*, S. 2. Cuvier bedient sich der Wandermetapher, um dem Leser die Brisanz seiner neuartigen Geschichte zu vermitteln.

416 Vgl. hierzu Cuvier, *Ansichten*, S. 1-80.

417 Vgl. zu Cuviers Funktion als Begründer der vergleichenden Anatomie und Paläontologie/Erdgeschichte: Rieppel, *Georges Cuvier*, S. 139ff.

418 Vgl. Cuvier, *Ansichten*, S. 7.

419 Cuvier, *Ansichten*, S. 5



unterbrochen und durch andere Gattungen mit anderen Rahmenbedingungen ersetzt. Die Menschheit tritt im zeitlichen Verlauf in den Hintergrund, scheint sie auf der Grundlage der empirischen Befunde doch erst spät in Erscheinung getreten zu sein.

In dieser sehr reduzierten Form können Cuviers *Ansichten von der Urwelt* durchaus zum Vergleich mit den *Wanderjahren* herbeigezogen werden. In beiden Texten dokumentiert ein Ich-Erzähler seine Reise. Beide schildern eine zunächst linear-teleologisch beginnende Entwicklungsgeschichte in Anlehnung an das neptunistische Konzept. In Cuviers *Ansichten von der Urwelt* beschreibt die Forscherfigur die Geschichte eines zunächst alles bedeckenden Urmeeres, das sich in der Folge kontinuierlich zurückgezogen hat.<sup>420</sup> Diese neptunistische Vorstellung wird in den *Wanderjahren* nicht nur direkt angesprochen, sondern auch in der Rahmenhandlung rund um Wilhelm ausgestaltet. Er wandert, in geognostischer Manier, vom ältesten Gestein der Welt hinunter ins Kulturland.<sup>421</sup> Während es im cuvierschen Text aber die Entwicklungsgeschichte der Erde ist, die zunächst linear-teleologisch beginnt, ist es in den *Wanderjahren* Wilhelms Entwicklungsgeschichte, die entsprechend ansetzt. Die beiden Entwicklungsgeschichten werden in der Folge abrupt unterbrochen: Die Erdgeschichte wird durch plötzliche Katastrophen und die auf Wilhelm zentrierte Geschichte von anderen Textelementen unterbrochen. In Bezug auf die Erdgeschichte meint dies, dass neue Floren und Faunen mit anderen natürlichen Rahmenbedingungen auftreten. Wilhelms (Entwicklungs-)Geschichte wiederum wird durch andere literarische Gattungen abgelöst. Es handelt sich aber in beiden Texten um keine Aneinanderreihung verschiedener Einzelgeschichten, sondern um eine jeweils zusammengehörige ateleologisch verlaufende Entwicklungsgeschichte. In den *Ansichten* scheint die menschliche Gattung erst sehr spät in Erscheinung zu treten, insofern sie in den fossilientragenden Erdschichten nämlich nicht vorkommt und so zeitlich dezentriert wird. Auch Wilhelm wird durch die anderen Text-Gattungen dezentriert, weil seine Geschichte zugunsten der anderen Schriftstücke in den Hintergrund tritt.

Darüber hinaus stellt Goethe selber die Beziehung zwischen der Form von rekonstruierten Tierarten und derjenigen von literarischen Texten her. Das Skelett, der Schädel, die Knochenreihe erscheinen bei Goethe als Grundlage und Bedingung der Form. Diesen Zusammenhang beschreibt er im 1827 entstandenen Gedicht *Typus*.<sup>422</sup> Die zweite Fassung der *Wanderjahre* und das Gedicht sind also in

420 Vgl. Cuvier, *Ansichten*, S. 7–20.

421 Vgl. zur literarischen Ausgestaltung dieses Konzepts den Abschnitt 2.2.1.

422 Vgl. WA I, 3, S. 119. Dass Goethe seine im Gedicht *Typus* beschriebenen Forschungen zu den Knochen nicht nur mit den biologischen, sondern auch mit den literarischen Gattungen in Verbindung bringt, betont Azzouni (*Kunst als praktische Wissenschaft*, S. 95).

etwa zur selben Zeit entstanden. Bezeichnenderweise finden sich in den *Wanderjahren* an der Stelle, an der Wilhelm dem Auswandererbund seine Ausbildung zum Wundarzt schildert, Aussagen zum Austauschverhältnis von Kunst und vergleichender Anatomie.

In der Forschung wird bei Wilhelms Schilderung seiner anatomischen Studien vermerkt, er ersetze an diesem Punkt die Kunst durch das Handwerk. Die Medizin trete demnach an die Stelle der Ästhetik.<sup>423</sup> Nachfolgend wird eine andere Lesart vorgeschlagen. Kunst und Handwerk bedingen sich nicht nur gegenseitig. Vielmehr ist das wissenschaftliche Handwerk der vergleichenden Anatomie die Basis für die Ästhetik. Dies bestätigt sich, wenn man beachtet, welche Fortschritte in Bezug auf die vergleichende Anatomie beschrieben werden. Bis dahin wurden menschliche Knochen unter teils kriminellen Machenschaften besorgt. Zudem stellt sich mit menschlichen Knochen das Problem, dass sie verrotten. Wilhelm hat Gewissensbisse, den Körper einer Leiche aufzuschneiden, um die darin enthaltenen Knochen studieren zu können. Deshalb präpariert der Bildhauer, der Künstler, in seiner Werkstatt Knochenteile, die zu Anschauungszwecken an die Stelle der menschlichen Knochen treten sollen. Die toten Knochen werden durch die Kunst belebt. Diese Formulierung findet sich dreifach. Dennoch: Die Kunst kann zwar vieles leisten, aber gewiss nicht die Natur ersetzen. Immer wieder muss daher auch auf menschliche Knochen zurückgegriffen werden, um die beiden Dinge aufeinander abzustimmen.<sup>424</sup>

Weiter weist Wilhelm die vergleichende Anatomie als Grundlage seiner eigenen Entwicklungsgeschichte aus: »Meine Studien als Wundarzt suchte ich sogleich in einer großen Anstalt der größten Stadt, wo sie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grundstudium, wendete ich mich sogleich mit Eifer.«<sup>425</sup> Die Ausbildung zum Wundarzt, die sich als roter Faden der Entwicklungsthematik durch beide Meister-Romane zieht, basiert also auf dem Grundstudium der vergleichenden Anatomie. Wilhelm fühlt sich dazu berufen. Es handelt sich aber nicht einfach um die Knochenkunde zum menschlichen Skelett. Vielmehr betreibt Wilhelm seit jeher eine Form der vergleichenden Anatomie, indem er bereits während seiner Zeit mit der Theatertruppe die menschlichen Körper aufgrund der loseren Lebensbedingungen studieren konnte:

»[I]ch [war] schon in Kenntnis der menschlichen Gestalt weit vorgeschritten und zwar während meiner theatralischen Laufbahn; alles genau besehen spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Direktor glücklich genug ihrer habhaft zu werden, so sind

423 Vgl. Schößler, *Wilhelm Meister*, S. 323.

424 Vgl. FA I, 10, S. 601ff.

425 FA I, 10, S. 600.

Komödien- und Tragödiendichter geborgen. Der losere Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhältnis; selbst verschiedene Costums nötigen zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt wird.«<sup>426</sup>

Die vergleichende Anatomie und die Kunst stehen in einem Austauschverhältnis. Das Leben im Theater macht sensibel für die vergleichende Anatomie und wenn die Körper schön sind, dann dient dies wiederum der Kunst.

Cuvier rekonstruiert ausgestorbene Tiere, einerseits auf der empirischen Grundlage der Knochenfunde und der vergleichenden Anatomie, andererseits mittels Einbildungskraft (d.h. anhand von schöpferischem Potenzial), indem er sie literarisch ausgestaltet. In Bezug auf die Erdgeschichte rekonstruiert er den ateleologischen Verlauf zwar ebenfalls auf der Grundlage empirischer Beobachtungen zu den Erdschichten und den darin enthaltenen Fossilien. Gleichzeitig unterlässt er aber die Rekonstruktion des Aussehens der Erde zu früheren Zeiten. Er wendet also hier keine Einbildungskraft an. In den *Wanderjahren* wird auf der Grundlage des wissenschaftlich rekonstruierten Entwicklungsverlaufs eine neuartige Entwicklungserzählung erzählt. Wissenschaftliche Grundlage und literarische Ausgestaltung werden in den *Wanderjahren* folglich zusammengeführt. Die in den *Ansichten* auf der Grundlage von »Knochenreihen« und Gattungspluralität rekonstruierte Entwicklungsgeschichte wird in den *Wanderjahren* zu einer völlig neuartigen Variante von Entwicklungsgeschichte literarisch ausgeschöpft. Dem Erzählverlauf liegt demnach ein ateleologisch-erdgeschichtliches Entwicklungskonzept zugrunde. Mittels der Zusammenführung des literarischen Texts mit einem erdgeschichtlichen Konzept lässt sich der Roman in die Tradition der Entwicklungsromane einordnen, wenn auch mit einem alternativen Erzählmuster.

---

426 FA I, 10, S. 600.

